

Dies ist eine Leseprobe. Die Probe umfasst die ersten 9 Kapitel meines Buches *Elbenzauber*. Da die Geschichte auf dem ersten Teil *Königsschwert* aufbaut, empfiehlt es sich, diesen vorher gelesen zu haben.

Wem die Geschichte zusagt und wer daran interessiert ist, der findet die gesamte Ausgabe von *Elbenzauber* als e-book für den Kindle bei Amazon. Die Taschenbuchausgabe kann unter www.epubli.de oder auf anderen entsprechenden Seiten bestellt werden (bei Kauf über den Epubli Shop fällt mein Autorenhonorar etwas höher aus ;)).

Es kann zudem unter der ISBN: 978-3746793214 in jeder Buchhandlung bestellt werden.

Ich würde mich sehr über ein Feedback zum Buch oder über eine Rezension freuen, wenn euch das Buch gefallen sollte.

Schicksal. Was *ist* Schicksal? Kann Schicksal überhaupt in eine Form des *Seins* gepresst werden? Oder ist Schicksal nichts weiter als das Ergebnis einer zufälligen Abfolge von Ereignissen? Und was ist dann Vorsehung? Wenn Schicksal nur das zufällige Produkt einer Ereigniskette ist, kann Vorsehung dann überhaupt existieren? Und doch haben wir einen Begriff dafür. Genauso wie für das Schicksal.

Im Grunde können beide nicht bestehen und doch gibt es diese Begriffe, mit denen wir etwas zu beschreiben versuchen, das wir nicht zu erklären imstande sind. Doch das eine Wort kann ohne das andere nicht existieren, oder? Wenn Schicksal das Ergebnis von Zufällen ist, dann ist die Vorsehung nicht verantwortlich für das Schicksal. Dann kann die Vorsehung nicht existieren.

Doch wenn es Vorsehung ist, die unser Schicksal bestimmt, kann Schicksal nicht die Folge von Zufällen sein. Dann kann der Zufall nicht existieren. Denn er funktioniert nur, wenn es weder Vorsehung noch Schicksal gibt. Natürlich ist es möglich, dass einem Menschen etwas Bestimmtes *zufällt*. Eine Aufgabe ... oder manchmal reden wir von einer *zufälligen* Begegnung. Häufig verwenden wir aber auch den Begriff *schicksalhaft*.

Eine *schicksalhafte* Begegnung. Wenn Schicksal Vorbestimmung ist, kann eine Begegnung dann zufällig sein? Ist nicht *jede* Begegnung vorbestimmt und somit schicksalhaft, wenn Vorbestimmung und Schicksal Hand in Hand daherkommen wie ein alteingesessenes Liebespaar?

Will man es drastischer und wahrhaftiger ausdrücken, kommt man nicht umhin zu sagen:

»Es gibt keinen Zufall.«

Und dann kann es nur Vorbestimmung und Schicksal geben, die unser Leben zeichnen und durch die alle Ereignisse, die uns treffen, überhaupt erst einen Sinn ergeben. Auch ein bestimmtes Schicksal kann einem bestimmten Menschen gewissermaßen *zufallen*, keine Frage. Doch nur weil es ihm zufällt, ist es noch lange kein Zufall.

Sonst wäre es kein bestimmter Mensch und kein bestimmtes Schicksal. Sonst wäre alles nur ein dummer Zufall.

Der Patriotismus eines Menschen, der besonders stolz ist, aus einem *bestimmten* Land zu kommen, ist demnach sinnlos und absolut unangebracht. Stolz kann man schließlich nur auf etwas sein, das man erreicht hat. Das man aus eigenem Antrieb oder aus eigener Kraft geschafft hat. Wäre alles nur ein dummer, nichtiger Zufall, warum sollte jemand dann stolz sein dürfen, aus einem bestimmten Land zu stammen?

Ist er dafür verantwortlich, dass er gerade aus *diesem* Land stammt? Oder ist es nicht vielmehr so, dass man selbst bei dieser Entscheidung gar keine Wahl hatte, kein Mitspracherecht? Aus welchem eigenen Antrieb hat ein Mensch die Entscheidung getroffen, in welchem Land er geboren wurde?

Oder ob er ein Mensch, ein Zwerg, ein Elf oder ein Goblin wird? Elben sind ein stolzes Volk, sagt man. Aber worauf genau sind sie so stolz? Auf ihre Geschichte? Haben sie denn selbst einen Anteil daran gehabt? Oder haben vielleicht andere ihr Blut geopfert, auf deren Taten sie jetzt ihren falschen Stolz fußen wollen?

Oder war alles Zufall? Ist man am Ende stolz auf etwas, das nur ein großer, dummer Zufall war? Eine Art Würfelspiel des Universums in einem riesigen, kosmischen Würfelbecher?

Nein. Es gibt keinen Zufall. Es gibt Schicksal und Bestimmung. Es gibt Ereignisse, die schicksalhaft sind, Begegnungen, die wegweisend sind, die einem

helfen, seine Bestimmung zu erkennen und sie zu erfüllen. Jeder hat seine Bestimmung. Und das macht jeden Einzelnen wertvoll.

Und was dich an Gutem trifft, das ist von Gott. Und was dich an Schlechtem trifft, das ist von dir selbst...

Aus Badbos Aufzeichnungen

Kapitel 1

»Ein Kaninchen. Schau nur. Sieht das nicht gut aus? Das wird unser Abendessen.«

Arvon hielt das Tier an den Ohren in die Höhe, das aus angsterfüllten Augen zu ihm aufblickte. Es wand sich unter seinem festen Griff und zappelte, hoffend, dass sich die Umklammerung lockerte und sich ihm so eine Möglichkeit zur Flucht bot.

»Hör auf, dich zu wehren«, sagte Arvon mit gespielter Empörung. »Es tut mir ja auch leid für dich. Aber es ist nun mal so: Der Mensch muss essen, schon von Alters her. Am besten ergibst du dich einfach. Deine Bestimmung ist der Kochtopf.«

Hanna saß schweigend unter einer großen Ulme und starrte ins Leere. Arvon seufzte und ließ die Hand sinken, sodass das Kaninchen den Boden fast erreichte und noch wilder zu zappeln begann.

Es war zum Verzweifeln. Was Arvon auch tat, um Hanna zu helfen; das Mädchen blieb stumm. Seit dem Tod ihrer Mutter hatte sie kein einziges Wort gesprochen. Mittlerweile waren fast drei Wochen vergangen, in denen Hanna sich in eisiges Schweigen hüllte. Auch für Arvon war das eine Belastung. Sie hatten den Wald seit dem Überfall auf die Stadt nicht verlassen und hatten sich in dem schmalen Felsspalt eingenistet. Hier hatten sie sich sicher gefühlt.

Aus der Stadt hatten sie sich nach und nach die Dinge besorgt, welche sie zum Leben brauchten. Sie hatten systematisch alle Häuser nahe dem Friedhof nach Waffen, Kleidern oder Küchenutensilien abgesucht.

Anfangs hatten sie sich gar nicht aus dem Felsspalt getraut, aus Angst, die sieben Reiter würden alles nach ihnen absuchen lassen. Wenn sie sich doch mal in den Wald gewagt hatten, waren sie stets in der Nähe geblieben und hatten sich versteckt, sobald sie Pferde oder andere ungewöhnliche Geräusche gehört hatten. Die Angst hatte ihren Alltag bestimmt.

Aus dieser Angst war nach einigen Tagen eine Art Hoffnung geworden. Arvon war sicher gewesen, dass seine Gefährten, wenigstens seine Mutter, nach ihm suchten. Also hatte er sich nach einigen Tagen immer öfter in größerem Umkreis umgesehen und begonnen, die Stadt aufzusuchen.

Der Anblick hatte ihn betäubt. Das Meiste war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Die Straßen und Gassen waren gesäumt von Toten, von denen ein bestialischer Gestank ausgegangen war, der sich mit dem allgegenwärtigen Geruch von verbranntem Holz vermischt hatte. In der Stadt hatte sich nichts mehr geregelt.

Arvon war durch die verlassenen Gassen geschlichen und hatte die Überreste einiger Häuser durchsucht. Er war auch zum *fetten Wargen* gegangen, in der Hoffnung, das obere Stockwerk einigermaßen unversehrt zu finden. Auch diese Hoffnung hatte sich zerschlagen. Lediglich die untere, aus Stein errichtete Etage mit der Küche und dem Schankraum war halbwegs erhalten geblieben.

Auch in den anderen Bezirken war das Meiste der Feuersbrunst zum Opfer gefallen und das Wenige, was geblieben war, war bereits von Plünderern mitgenommen worden. Arvon hatte nichts gefunden außer einer scharigen Klinge und einem Bogen, der an einer Stelle bereits verkohlt war. Die Sehne war jedoch noch gut erhalten gewesen und er hatte beides eingesteckt. Nicht für sich - Arvon hatte noch sein eigenes Schwert - doch für Hanna war es sicher besser als nichts.

Seitdem waren sie regelmäßig gekommen. Einen Tag nach seinem ersten Besuch hatte Arvon den Marktplatz nach Hannas Mutter abgesucht. Ihre Leiche hatte noch am selben Ort vor dem Brunnen gelegen. Die Stelle, wo die Klinge eingedrungen war, war verkohlt und Maden hatten bereits begonnen, sich an ihr

gütlich zu tun. Doch Arvon war fest entschlossen gewesen, sie auf dem Friedhof zu bestatten. Und so hatte er den übelriechenden, von Fliegen umschwirrten Körper durch die Gassen geschleift, bis er den Friedhof erreicht hatte.

Er hatte gehofft, dass Hanna vielleicht wieder reden würde, wenn sie wusste, dass ihre Mutter zumindest ein anständiges Begräbnis erhalten hatte. Doch diese Hoffnung hatte sich ebenso wenig erfüllt wie die, seine eigene Mutter oder einen seiner Gefährten zu finden.

Nach etwas mehr als einer Woche hatte Arvon aufgehört, die unterirdischen Gänge zu nutzen, und war über den Waldweg in die Stadt gegangen.

Der letzte Funken Hoffnung, den er noch irgendwo in sich getragen hatte, war längst der verzweifelte Gewissheit gewichen, dass niemand nach ihm suchte. Dass sie entweder tot waren oder dass sie glaubten, *er* sei tot. Arvon konnte, *wollte* einfach nicht akzeptieren, dass sie ihre Reise einfach ohne ihn fortgesetzt hatten. Dori und Kashtan vielleicht. John? Möglich. Aber Anne?? Seine eigene Mutter? Niemals. Eher wäre sie gestorben und Arvon kam langsam zu der bitteren Erkenntnis, dass sie wahrscheinlich nicht mehr lebte.

Auch, dass Dori und Kashtan, zwei erfahrene Kämpfer, sich nicht mehr hatten blicken lassen, war für ihn eine Enttäuschung gewesen. Sie hatten Leandra immerhin versprochen, ihn und die anderen mit ihren Leben zu verteidigen. Er war nicht sauer, dass sie ohne ihn aus der Stadt geflohen waren. Wären sie geblieben, wäre es ihr sicherer Tod gewesen, das war Arvon klar. Doch er hätte zumindest erwartet, dass sie *danach* zurückkehrten und nach ihm suchten.

Doch alles war anders gekommen und Arvons Hoffnung war der bitteren Erkenntnis gewichen, die ihn bereits an jenem schicksalhaften Tag ereilt hatte, als er auf die brennende Stadt geblickt hatte.

Niemand war mehr da und sie waren allein. Warum sollte er weiterziehen? Warum sollte er sich weiterhin der Gefahr aussetzen, von den Reitern gefunden zu werden?

Nächtelang hatten Hanna und er einfach nur aneinandergelehnt dagesessen und stumme Tränen vergossen. Sollte dieses verfluchte Schwert zu Staub zerfallen, wo auch immer es sich befand. Dieses verdammte Schwert hatte nichts als Leid über sie gebracht. Sein Vater war deswegen verschollen. Hannas Mutter, und vermutlich auch seine eigene waren deswegen gestorben. Sollte dieses verfluchte Schwert bleiben, wo es war. Sollte die Welt ins Chaos stürzen. Es war ihm egal, und so schwer ihn die Erkenntnis anfangs auch getroffen hatte; er fühlte sich umso mehr für Hanna verantwortlich.

Und Hanna musste ebenso essen wie er selbst. Also hatte er sich aus einem geeigneten Stück Ulmenholz und der Sehne einen neuen Bogen gefertigt und ein paar Pfeile geschnitzt. Er hatte auch Fallen aufgebaut. Und in eine davon hatte sich das noch immer zappelnde Kaninchen verirrt.

Er sah Hanna noch einige Sekunden lang an, seufzte ein weiteres Mal und trat mit dem Kaninchen in der Hand zum Opferstein. Der Opferstein war ein stinknormaler Stein, der einige Meter vom Eingang zur Felsspalte aus dem Boden herausragte. Hier schlachtete er seine Beute, die vornehmlich aus Kleintieren – um nicht zu sagen, Kaninchen – bestand. Einmal hatte er ein Huhn gefangen, das vermutlich einst jemandem aus der Stadt gehört hatte. Aber das war ein absoluter Glücksgriff gewesen. Arvon hatte ihn zelebriert, als würde er an einem Mahl an König Artus' berühmter Tafel teilnehmen.

Mit einem mittlerweile geübten Schnitt durchtrennte Arvon die Halsader des Kaninchens und ließ das Blut über den Opferstein rinnen.

Er ließ es ausbluten und schnitt das Fell entlang der Bauchdecke auf, um die Innereien zu entnehmen und dem Tier das Fell abzuziehen. Schweiß rann ihm über die Stirn, den Arvon mit dem Handrücken wegwischte, wobei er gleichzeitig versuchte, eine widerspenstige Strähne aus seinem Gesicht zu streichen.

Seit Wochen hatte er seine Haare nicht geschnitten. Mittlerweile fielen sie ihm – wie bei Kashtan – über die Schultern und Arvon brauchte keinen Spiegel, um sicher zu sein, dass er seinem Vater so immer ähnlicher wurde.

Abends, wenn sie um das Feuer saßen, legte Arvon seinen Kopf häufig in Hannas Schoß, und sie spielte mit seinem Haar. Etwas, das ihn an seine Mutter erinnerte.

»Was meinst du, ist es nicht zu lang? Vielleicht sollte ich es abschneiden«, meinte er meist grinsend. Hanna lächelte dann und schüttelte energisch den Kopf, was so ziemlich die einzige Form der Konversation war, die sie miteinander führten. Arvon war schon froh, dass sie sich überhaupt zu irgendeiner Art von Reaktion durchrang.

Die Nächte verbrachten sie zusammengekauert an der Tür, die in das unterirdische Tunnelsystem führte. Den Eingang zur Felsspalte hatte Arvon mit einem Stolperseil und einigen Holzkrügen und Schalen gesichert, die aneinanderschlügen, sobald jemand gegen das Seil lief. So würden sie Fremde rechtzeitig bemerken, um den Mechanismus zu betätigen und den Eingang zu öffnen.

Das war bislang noch nicht passiert. Die Stelle war vom Weg aus kaum zu sehen und es war nicht sehr wahrscheinlich, dass jemand den Weg unnötig verließ, wenn er vorbeiritt.

»Kannst du uns Feuer machen?«, bat Arvon und Hanna sprang wortlos auf und machte sich daran, nach kleineren Ästen zu suchen.

»Pssst!«, machte Arvon auf einmal, obwohl Hanna gar nichts gesagt hatte. Er legte den Finger auf die Lippen. Hanna blieb mit ihrem Holzbündel in der Hand stehen und sah ihn fragend an.

Hufschläge. Nicht weit entfernt.

Jemand ritt durch den Wald. Arvon bedeutete Hanna, zu warten. Ihr Blick wurde ängstlich und sie schüttelte den Kopf, doch Arvon presste nur erneut den Finger an seine Lippen und schlich davon. Er achtete darauf, keine verräterischen Geräusche zu verursachen, und huschte wie ein Mäuschen über den Waldboden. Er hielt sich hinter den Bäumen versteckt, während er sich langsam dem Weg näherte.

Die Hufschläge wurden lauter. Es waren mehrere Pferde und eine leise Hoffnung keimte in Arvon auf, dass Kashtan und Dori doch noch kamen, um nach ihm zu suchen. Wer weiß, vielleicht waren ja sogar John und seine Mutter dabei?

Er versteckte sich im Unterholz und beobachtete den Pfad. Die Pferde kamen nicht von der Stadt, so viel konnte Arvon erkennen. Auch das interpretierte er als gutes Zeichen. Voll angestauter Hoffnung wartete er im Unterholz darauf, dass die Reiter vorbeikamen und er in ihnen seine Gefährten erkannte.

Doch die Hoffnung wurde – nicht zum ersten Mal – jäh enttäuscht. Die fünf Reiter brachten ihre Pferde kurz vor der Weggabelung zum Stehen und blickten auf die zerstörte und ausgebrannte Stadt. Arvon kannte keinen der Männer. Einer von ihnen hatte langes, schwarzes Haar, das bis über seine Schultern reichte.

Arvon hielt ihn im ersten Moment für seinen Vater. Doch dieses Gefühl verblasste bereits im nächsten Moment wieder, als Arvon das Gesicht des Mannes sah. Vielleicht gab es eine gewisse Ähnlichkeit, doch ihm fehlte die markante

Narbe, die Arvon in seinen Träumen gesehen hatte. Dieser Mann hatte überhaupt keine Narbe und obendrein sah sein Gesicht auch jünger aus als das, das Arvon in Erinnerung hatte. Sein Verstand hatte ihm einen Streich gespielt.

»Bei allen Göttern«, sagte der mit dem langen Haar.

»Milos hat die Wahrheit gesagt. Drel ist verlassen.«

Sein Nebenmann, ein junger Bursche mit kahlgeschorenem Kopf, nickte. Eine lange Narbe zog sich von der Stirnseite her über seinen gesamten Schädel, fast so, als sei dieser einmal in der Mitte gespalten gewesen. Ein eisiger Schauer lief Arvon über den Rücken.

»Es ist wahr. Die Reiter sind zurück.«

»Aber warum? So viele Jahre war es ruhig. Was hat sie plötzlich wieder aus ihrem Höllenloch hervorgeholt?«

»Vielleicht ist Rodan wieder in Ardaniem aufgetaucht...«, hörte Arvon einen weiteren Mann sagen. Der erste fuhr bei diesem Satz zusammen. Sein Blick verfinsterte sich.

»Rodan,« presste er hervor, sodass Arvon es kaum hören konnte. Doch schon im nächsten Moment schien etwas anderes in ihm die Oberhand über den aufkeimenden Zorn zu gewinnen. Ratio. Er schüttelte den Kopf.

»Nein. Unmöglich. Milos und die anderen Flüchtlinge sprachen von einer Gruppe. Die Reiter sollen nach ihnen gesucht haben. Und Milos hätte Rodan erkannt. Nein, der Verräter hat nichts damit zu tun.«

»Milos sagte, er habe eine Frau aus der Stadt gerettet«, meinte ein anderer Reiter, der einen dunkelgrünen Umhang trug. Die Kapuze hatte er tief ins Gesicht gezogen. »Sie soll zu der Gruppe gehört haben. Ein Krüppel mit einem Bein.«

Arvon fuhr zusammen. Anne. Seine Mutter hatte den Angriff also überlebt.

»Dieser Idiot hätte sie nach Cobyn bringen sollen. Dann hätten wir sie befragen können.«

Etwas kam Arvon an der Stimme sonderbar vor, die unter der Kapuze vordrang. Er fand, sie passte überhaupt nicht zu den Stimmen der anderen Männer. Und schließlich dämmerte ihm auch, woran das lag. Es war eine Frau...

»Lass Milos aus dem Spiel«, erwiderte der Letzte im Bunde barsch. Er war hochgewachsen und muskulös und sein Nacken erinnerte Arvon an einen Stier.

»Er wollte sie nach Adramil bringen, doch sie hat sich geweigert. Hätte er sie etwa an den Haaren hin schleifen sollen? Wo wollte sie noch hin?«

Der Bulle schlug sich mit der flachen Hand mehrmals vor die Stirn.

Ja, genau. Wohin?

Arvon versuchte, die Ohren noch etwas mehr zu spitzen, um bloß nichts von der Unterhaltung zu versäumen.

»Zum Sternenberg«, sagte der Kahlgeschorene.

»Richtig!«, rief Stiernacken triumphierend, »zum Sternenberg.«

Arvon konnte sein Glück gar nicht fassen. Seine Mutter war tatsächlich auf eigene Faust weitergereist. Das konnte nur bedeuten, dass sie ihn entweder für tot hielt ... oder dass sie hoffte, er werde denselben Weg einschlagen. Vielleicht hatten auch Kashtan und Dori, womöglich sogar John ebenfalls so gedacht? Ein Hochgefühl überfiel ihn und am liebsten wäre er schreiend aus dem Unterholz gesprungen und jedem der fünf Fremden vor Freude um den Hals gefallen.

Arvon wusste nicht, was ihn davon abhielt, genau das zu tun. Wahrscheinlich war es das Wissen, dass die Reiter ihn entweder töten würden, ohne nachzufragen,

oder dass sie *ihn* mit nach Coby nahmen, um ihn zu befragen. Beide Vorstellungen gefielen Arvon nicht.

»Milos sagte, ihr Sohn sei in der Stadt zurückgeblieben«, hörte Arvon die Frau sagen. »Vielleicht ist er noch dort?«

»Vergiss es, Kadlyn. Wenn es stimmt, was Milos gesehen hat, dann ist er tot. Entweder niedergetrampelt oder von den Reitern ermordet. Oder er ist im Feuer umgekommen.«

Der Mann mit dem langen Haar wandte sich halb um. Arvon stockte der Atem. Hatte er etwas gehört? Der Fremde sah genau in seine Richtung. Arvon wagte nicht, zu atmen. Endlose Sekunden verstrichen, in denen der Kerl ihn direkt anzusehen schien. Schließlich wandte er sich der Stadt zu und Arvon atmete erleichtert auf.

»Was ist mit dem Schwert? Vielleicht ist es wieder aufgetaucht. Das würde auch erklären, dass die Reiter wieder das Land unsicher machen.«

Das war derjenige, der direkt neben dem Anführer stand, und der Anerkennung heischend in der Gruppe umherblickte, als wäre er allein auf die Lösung aller Fragen gekommen.

»Wenn eine Spur des Schwertes aufgetaucht ist«, meinte die Frau namens Kadlyn, »dann scheinen die sieben Reiter es bei diesen Fremden zu vermuten. Sonst würden sie sie nicht verfolgen. Seht euch die Stadt doch nur an. Kein Stein steht mehr auf dem anderen.«

»Das allein muss nichts heißen«, antwortete der Langhaarige. »Die Reiter brauchen keinen Grund, um eine Stadt so zu verwüsten. Dass Golor damals nicht so zerstört wurde wie Drel, liegt nur daran, dass Rodan mit dem Schwert abgehauen ist wie ein feiger Hund und die Reiter damit beschäftigt waren, ihm nachzujagen.«

Arvon beobachtete, wie sich in dem Gesicht des Mannes etwas regte. Eine Art Erinnerung oder der Versuch, sich an etwas zu erinnern, das einmal gewesen war. Der Anführer presste seine Hand auf die Stirn und schloss für einen Moment die Augen. Dann schüttelte er betrübt den Kopf.

»Eines kann ich euch sagen. Wenn das Schwert wirklich wieder aufgetaucht ist, wie und warum auch immer, dann können wir uns auf eine Welle der Zerstörung einrichten. Als wäre ein drohender Krieg nicht schon schlimm genug. Wir müssen es finden. Und zerstören.«

»Dann müssen wir die Frau finden, die Milos gerettet hat«, meinte der Kahlgeschorene mit der Narbe. »Sie weiß vielleicht etwas über das Schwert.«

Arvon hielt erneut den Atem an, als der Anführer sich ein weiteres Mal umwandte, und diesmal war er sicher, dass er ihn *direkt* ansah. Und als er sprach, war er sicher, dass er mit *ihm* sprach, so absurd es Arvon auch erscheinen mochte.

»Fingers hat Recht. Wir müssen diese Frau finden.«

Er machte eine kurze Pause. Arvon rechnete fast damit, dass der Anführer in einer blitzartigen Bewegung aus dem Sattel springen und ihn aus dem Unterholz zerren würde. Er hielt abermals den Atem an. Seine Hand glitt lautlos zu dem Schwert, das an seiner Seite baumelte. Doch zu seiner Erleichterung wandte Langhaar sich nach endlosen Sekunden wieder ab.

»Reiten wir in die Stadt«, sagte er schließlich. »Sehen wir nach, was noch übrig ist. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, die Toten zu bestatten.«

»Du meinst, bevor die Leichenfresser kommen? Dafür dürfte es definitiv zu spät sein«, kommentierte Stiernacken. »Seit dem Überfall sind fast drei Wochen vergangen. Am besten ist, wir legen alles, was wir noch finden, auf einen Haufen

und verbrennen es.«

»Bevor die Sonne untergeht«, versetzte die Frau. Der Anführer nickte.

»Ihr habt Recht. Also los. Wir müssen gründlich sein, damit die Ghule hier keine weitere Nahrung finden. Beeilt euch.«

Er deutete mit einer Hand auf die Stadt und die fünf Reiter ritten los.

»Hanna! Gute Neuigkeiten!«

Arvon rannte aufgeregt zurück, wobei er jede Vorsicht aufgab und sich wie ein Elefant im sprichwörtlichen Porzellanladen gebarte. Er stürzte in die Felsspalte und stolperte vor Aufregung über seine eigene Falle. Anscheinend hatte Hanna sie während seiner kurzen Abwesenheit gespannt. Krachend stießen die Krüge und Becher aneinander. Im nächsten Moment hörte Arvon das leise Klicken, mit dem Hanna den Mechanismus in Gang setzte.

»Hanna! Warte! Ich bin es!«

Sie kam ihm auf halbem Weg entgegen und warf sich ihm stumm an den Hals. Arvon drückte sie an sich, als sie laut zu schluchzen begann.

»Hanna. Ist doch gut, *ich* bin es.«

Sie löste sich aus der Umarmung und verpasste ihm einen Tritt gegen sein Schienbein, der ihn mehr überraschte als wirklich schmerzte. Dennoch schrie Arvon auf und sah Hanna verwirrt an.

»Aua! Was ... warum-«

Sie ließ ihn gar nicht erst zu Wort kommen, sondern begann, mit beiden Fäusten auf seine Brust einzuschlagen. Arvon erduldete die Schläge, bis es ihm zu bunt wurde. Er hielt ihre Handgelenke fest. Hanna versuchte noch einige Sekunden lang, weitere Schläge anzubringen, doch als es ihr nicht mehr gelang, fing sie einfach erneut zu weinen an, schlang ihre Arme um ihn und drückte ihr Gesicht an seine Brust.

»Ist schon gut, Hanna. Du hast Recht. Ich habe dich zu lange warten lassen. Es tut mir leid.«

Das Schluchzen ging in ein leises Wimmern über. Sie nickte leicht mit dem Kopf, während sie schniefte. Arvon tat es wirklich leid. Er war vielleicht fünfzehn Minuten weg gewesen. Und er hatte sich auch nur höchstens dreihundert Yards von ihr entfernt. Und doch hatte das gereicht, um Hanna regelrecht in Panik zu versetzen.

Arvon verstand sie nur zu gut. Immerhin hatte sie niemanden mehr außer ihm. Er war seit dem Tod ihrer Mutter zur einzigen Konstante in Hannas Leben geworden. Und auch, wenn sie nicht mit ihm sprach, brauchte sie ihn doch umso mehr. Und er brauchte sie. Der Gedanke, er könne fort sein, aus welchem Grund auch immer, musste für Hanna im Moment das Schlimmste sein, was für sie vorstellbar war.

Er hielt sie noch einige Sekunden fest, bis sie sich endgültig beruhigt hatte. Er umfasste ihre Schultern und sah ihr in die blauen Augen, die so verletzlich wirkten, dass es ihm schier das Herz brach.

»Es tut mir leid. Ich habe dich allein gelassen und ich bin zu lange fortgeblieben. Verzeihst du mir?«

Sie nickte stumm, ihre Augen fixierten ihn jedoch weiter und er umfasste mit beiden Händen ihr Gesicht, zog sie an sich und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Du hast Recht«, wiederholte er noch einmal, »aber wenn du wüsstest, was ich

für Neuigkeiten mitbringe, dann würdest du verstehen, warum ich so lange fort war.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln, das einen vollkommenen Kontrast zu den Tränen bot, die noch immer feucht in ihren Augen glitzerten.

»Diese Reiter waren aus ... wie hieß die Stadt noch ... Adramel? Nein, Adramil. Einige Leute aus Drel sind scheinbar nach dem Überfall dorthin geflohen. Und einer von ihnen hat gesagt, dass er meine Mutter aus der Stadt gerettet hat. Verstehst du? Meine Mutter lebt! Sie *lebt*!«

Einem plötzlichen Impuls nachgebend, begann Arvon, eine Art Freudentanz vor Hanna aufzuführen. Zu seiner Überraschung lächelte Hanna sogar noch breiter und fing an, mit ihm zu tanzen. Nach einigen Sekunden war der Zauber jedoch wieder verraucht. Hannas Blick wurde stumpf und ging schließlich, wie so oft in den letzten Wochen, durch ihn hindurch. Arvon glaubte zu wissen, woran das lag.

»Du denkst an *deine* Mutter, nicht wahr? Ich wünschte, ich könnte sie lebendig machen. Wirklich. Aber wenigstens haben wir sie anständig beerdigt. Sie ist zumindest vor den Ghulen geschützt, von denen die Fremden sprachen.«

Der erschrockene Ausdruck auf Hannas Gesicht wich bald einem angedeuteten Lächeln. Sie nickte einmal mehr zaghaft.

»Also, pass auf. Meine Mutter lebt, und ich weiß wo sie hin will. Wir waren unterwegs nach Süden, als wir in Drel angekommen sind. Zum Sternenberg. Und genau dorthin wollte meine Mutter gehen. Anscheinend ist sie davon ausgegangen, dass wir *alle* dorthin gehen, falls wir uns verlieren. Ich weiß auch nicht, warum ich nicht schon früher darauf gekommen bin. Ich wollte es wohl nicht.«

Das stimmte tatsächlich. Er *war* auf diesen Gedanken gekommen. Dass sie alle vielleicht einfach weitergezogen waren, um sich spätestens am Sternenberg wieder zu vereinen. Doch er hatte es nicht wahrhaben *wollen*. Es war für ihn erträglicher gewesen, zu glauben, dass sie getötet worden waren, als dass sie ihn hier zurückgelassen hatten, ohne zumindest nach ihm zu suchen.

Doch nun hatte er Gewissheit. Zumindest seine Mutter war noch am Leben und sie hatte die einzig vernünftige Entscheidung getroffen. Weiter nach Süden. Weg von den Reitern. Ein Hochgefühl ergriff von ihm Besitz. Arvon fühlte sich auf einmal wieder kräftig und stark, als könne er Bäume ausreißen. Als sei eine unsichtbare Kraft, die ihn über zwei Wochen lang fest umklammert gehalten hatte, wie durch einen Zauber oder eine Art Exorzismus von ihm abgefallen. Als hätte sie ihn wieder freigegeben und ihm so neue Kraft verliehen.

Hannas Gesichtsausdruck wechselte erneut. Sie maß ihn mit einem besorgten Blick.

»Du wirst mich begleiten«, sagte Arvon sofort, »hörst du? Ich lasse dich nicht zurück. Wir gehören zusammen, du und ich. Ich verspreche es. Wir gehen gemeinsam zum Sternenberg.«

Auf Hannas Gesicht erschien das strahlendste Lächeln, das Arvon in den vergangenen Tagen von ihr gesehen hatte. Er schloss sie in seine Arme und drückte sie weitere Sekunden fest an sich.

»Komm«, sagte er schließlich. »Bereiten wir unser Abendessen zu. Ich habe Riesenhunger.«

Kapitel 2

Tot

Gibt es eine andere Möglichkeit? Eigentlich nicht. Ich bin tot. Ist das der Himmel? Oder die ewige Verdammnis? War mein Handeln wirklich so schlecht? Habe ich nicht regelmäßig die Kirche besucht? Habe ich nicht bei den Vorbereitungen zur Mette geholfen? Habe ich Pater Francis nicht unterstützt, wann und wo ich konnte? War das wirklich alles falsch? Wie auch immer. Ich bin tot. Ich kann nur tot sein. Diese ... Schmerzen im Kopf müssen ein Vorbote der Höllenqualen sein, die mich erwarten. Es ist andererseits auch kein Wunder. Wer musste denn seine Heimat verlassen und sich in eine neue Welt begeben, mit all ihren Göttern, ihrer Magie und allem?

Du.

Du bist selbst schuld.

Jetzt ist deine Chance vertan.

Andererseits...

*Sagte nicht einst Voltaire: »Ich denke, also bin ich?«
Oder war das Descartes?*

Ist auch egal. Fakt ist, dass ich ernsthaft darüber nachdenke, wer das gesagt hat. Und nicht nur darüber, sondern auch darüber, ob ich tot bin. Da ich denke, bin ich auch noch. Und wenn ich bin ... dann denke ich nur, dass ich tot bin. Das ergibt Sinn.

Doch wenn ich nicht tot bin, woher kommen diese höllenqualähnlichen Schmerzen in meinem Kopf? Als würde jemand einen glühenden Haken in meinen Schädel treiben, ihn in meinem Gehirn verankern und es damit von einer Seite auf die andere ziehen. Immer und immer wieder. Das muss doch die Hölle sein...

Vielleicht ... also du könntest doch mal versuchen, deine Augen zu öffnen? Wie wäre das? Guter Vorschlag, oder? Versuch es mal. Es ist ganz einfach. Das hast du dein ganzes Leben lang getan. Jeden Tag. Jeden Morgen. Nur ... aufmachen...

John blinzelte. Etwas stach in seine Augen wie Abermillionen glühender Nadeln. Er presste sie fast im selben Augenblick wieder zusammen.

Gut. Es war ein Versuch. Aber du bist tot.

Einige Sekunden lag er einfach nur da. Horchte in die Stille hinein. Doch wenn er genau hin hörte, war es alles andere als still. Es war bestenfalls *ruhig*.

John konzentrierte sich auf die Geräusche. Etwas knisterte. Feuerholz. Nicht weit entfernt. Er konnte das Holz *riechen*. Vielleicht konnte er momentan einfach nicht klar denken. Er spitzte erneut die Ohren, versuchte, die anderen Eindrücke zu unterscheiden. Da war ein leichtes, schwach klingendes Rauschen. Und ein Bellen. Ein Hund? Ja, ganz sicher ein Hund. Und noch etwas ... Gelächter ... Kinder? Hier waren Kinder? Also gut, das war doch absurd. Er war eindeutig nicht tot. Kinder waren die unschuldigsten Geschöpfe. Gott würde kein Kind in die Hölle werfen. Vielleicht war er aber auch gar nicht in der Hölle...

John wagte einen weiteren Versuch, die Augen zu öffnen. Wieder schmerzte es ihn, doch er machte weiter. Langsam. Erst das eine, dann das andere Auge. Schließlich gelang es ihm, sie vollständig zu öffnen, und auch die Schmerzen wurden langsam erträglicher.

John blickte auf eine Zimmerdecke aus schlichtem, unbehandeltem Holz. Es war hell. Durch ein kleines Fenster unmittelbar neben dem Bett, auf dem er lag,

schien die Sonne herein, strahlte ihm direkt ins Gesicht. Kein Wunder, dass seine Augen sich im ersten Moment so angefühlt hatten, als hätte jemand mit glühend heißen Nadeln hineingestochen. Nun hatten sie sich an die Helligkeit gewöhnt, und das Einzige, was er jetzt noch – dafür umso mehr – spürte, waren die Schmerzen in seinem Kopf.

Das Holz, aus dem anscheinend nicht nur die Zimmerdecke, sondern das ganze Haus bestand, roch angenehm, nach Harz. John dachte an das Feuer, das er hatte prasseln hören. Harziges Holz und Feuer waren eigentlich keine gute Kombination. Er versuchte, sich aufzurichten, doch alles begann, sich mit großer Macht zu drehen. John stöhnte auf und ließ den Kopf zurück auf das weiche Kissen sinken.

»Du bist wach«, hörte er eine Stimme sagen, ohne genau zu wissen, woher sie kam. John vernahm hastige Schritte, die sich näherten. Kurz darauf legte sich eine Hand auf seine Stirn. Sie fühlte sich angenehm kühl an. Er wartete mit geschlossenen Augen ab, bis das Drehen in seinem Kopf nachließ.

Er sah in das hübscheste Paar grüner Augen, das er je gesehen zu haben glaubte. Und in ein mindestens ebenso schönes Gesicht, das von rötlich-braunen Locken eingerahmt wurde.

Wie ein Ölgemälde, dachte er und spürte im selben Augenblick, wie er rot anlief. Das Mädchen lächelte.

»Du musst liegen bleiben. Dein Kopf muss ein mittleres Erdbeben durchlebt haben, und es tut ihm sicher nicht gut, sich so plötzlich zu bewegen.«

Das Gesicht verschwand und John hörte Schritte, die sich rasch entfernten. Eine Tür knarrte und er fühlte einen frischen, sehr angenehmen Luftzug auf seinem Gesicht. Bald darauf öffnete sich die Tür erneut. John hörte, wie das Mädchen zurückkehrte. Ihre Schritte hinterließen kaum hörbare Tappelgeräusche auf dem Boden, der – John ging jede Wette ein – ebenfalls aus Holz war.

Etwas Nasses, Glitschiges wurde auf seine Stirn gepresst. Es fühlte sich an wie eine überdimensionale Nacktschnecke, die ihm über das Gesicht spazierte und eine klebrige Schleimspur darauf hinterließ. In Wahrheit war es wohl nur ein in Wasser getauchter Schwamm. John spürte, wie die überschüssige Flüssigkeit über seine Stirn und in seine Haare lief. Er vertrieb die Vorstellung von der Nacktschnecke und versuchte, die Abkühlung stattdessen willkommen zu heißen.

»Ich hole dir etwas zu trinken. Du hast sicher Durst.«

Wieder die tippelnden Schritte, leichtfüßig und hell klangen sie in Johns Ohren wider. Ein kaum vernehmbares *dipp-dipp-dipp*, das für John mehr Ähnlichkeit mit zu Boden fallenden Wassertropfen denn mit Schritten hatte. Er hörte, wie etwas über eine Platte geschoben wurde. Dann, wie ein Behälter mit Flüssigkeit – wahrscheinlich Wasser – aufgefüllt wurde und schließlich etwas, das er sofort identifizieren konnte. Ein Krug, der auf einem Tisch abgestellt wurde.

Dipp-dipp-dipp-dipp - und schon war das Mädchen wieder bei ihm, benetzte zunächst mit einem Finger seine Lippen, die sich trocken und aufgeplatzt anfühlten. Wahrscheinlich waren sie es auch. Wer wusste schon, wie lange John hier bereits lag? Ihr Finger fuhr ihm ganz leicht über die Lippen und John fühlte ein angenehmes Kribbeln in seiner Magengegend. Sie setzte ihm den Becher an den Mund. John richtete sich etwas auf, was ihm langsam genug gelang, sodass der Schwindel diesmal nicht wieder einsetzte, und er begann, zu trinken. Das Wasser schmeckte vorzüglich. Kühl und süß. Nachdem John mit kleinen, zaghaften Schlucken begonnen hatte, trank er den Rest des Bechers gierig in einem Zug aus.

»D-Danke«, krächzte er wie ein Papagei, der gerade sein erstes Wort gelernt hatte. Er begann zu husten und presste sich die Hand an den Hals, der ihm fast

mehr schmerzte als sein Kopf.

»Nicht dafür«, sagte das Mädchen. »Ich heiße übrigens Mila.«

»John«, flüsterte er heiser. Mila nickte lächelnd.

»Ich sag meiner Mutter, dass du wach bist.«

Sie wandte sich wieder um und ging – *dipp-dipp-dipp* – zur Tür. John hörte erneut das Knarren, als sie geöffnet wurde. Dann verschwand Mila einmal mehr nach draußen. Um ihn herum wurde es wieder still, abgesehen von den Geräuschen, die er zuvor schon gehört hatte: Das leise Rauschen, wahrscheinlich von einem Fluss, der sich ganz in der Nähe befinden musste, das Gebell und das fröhliche Glucksen, das gelegentlich ertönte. Dazu das Knistern des Feuers, obwohl es noch mitten am Tag war.

John richtete sich erneut auf, um sich in dem Raum umzusehen. In der Ecke, direkt gegenüber der Tür, stand ein stabiler Holztisch. Ein paar Baumstümpfe waren darum aufgestellt, die als Stühle dienten. Ein kleines, vermutlich selbstgenähtes und mit Stickereien an den Rändern verziertes Deckchen lag auf dem Tisch. Es sollte wohl den Eindruck von Behaglichkeit vermitteln. John bemerkte wohl, dass das Deckchen das Dekorativste am ganzen Raum darstellte.

Alles andere, was er sah, war zweckmäßig; eine Axt, die - von zwei dicken Nägeln gehalten - an einer der Wände hing. Daneben hing eine Säge, und auf einer Anrichte – natürlich auch aus Holz – standen Becher, Krüge und Schüsseln. Der Kamin war anscheinend das Einzige, das nicht aus Holz war, sondern aus grauen Ziegeln. Ein paar Scheite brannten darin, obwohl es nicht kalt war.

Der Raum war geräumig. Viel geräumiger, als er es im ersten Moment vermutet hatte. Unmittelbar neben dem Kopf – und dem Fußende seines Bettes stand jeweils ein weiteres Bett an einer der Wände. Ein vom häufigen Betreten verschmutztes Fell – John konnte nicht sagen, von welchem Tier es war – lag ausgebreitet direkt vor den drei Betten, die U-förmig in dem Raum aufgestellt waren. Jedoch nicht so, dass die Kopf – und Fußenden aneinanderstießen.

Es war, im Gegenteil, ausreichend Platz vorhanden, um sich gut und frei zu bewegen, ohne versehentlich jemanden mit seinem Fuß am Kopf zu treffen. Stimmen drangen an sein Ohr. John versuchte, sich zu konzentrieren, um etwas von der gedämpften geführten Unterhaltung zu verstehen.

»...mir vollkommen egal. Er ist dein Problem«, hörte er eine weibliche Stimme - vermutlich Milas Mutter - sagen. »Du hast ihn aus dem Wasser gezogen, also sieh zu, wie du ihn wieder auf die Beine stellst. Und dann soll er verschwinden. Und dich kann er gleich mitnehmen.«

John verstand die Antwort nicht, doch sie schien die Mutter nur noch mehr aufzuregen. Sie sprach nun mit lauter Stimme und John war sicher, sie wollte, dass er sie hörte.

»Was soll ich bitteschön machen? Ich habe genug Mäuler, die ich stopfen muss. Du meinst, du musst die barmherzige Retterin spielen, dann kümmere dich gefälligst auch um ihn.«

Er hörte Schritte, die sich entfernten. John ließ den Kopf langsam auf das Kissen zurückgleiten und schloss die Augen. Kurz darauf öffnete sich die Tür erneut mit einem Ächzen. Mila huschte lautlos wieder herein. Lediglich das *dipp-dipp-dipp*, das ihre nackten Füße auf dem Holzboden hinterließen, verriet, dass sie da war.

»Meine Mutter ist gerade sehr beschäftigt«, hörte er Milas unbekümmerte Stimme, als sie wieder bei ihm am Bett stand. John schreckte übertrieben schlecht gespielt hoch, und dann auch noch so ruckartig, dass sein Kopf ihn mit einem

explosionsartigen Schmerz belohnte. Er ließ sich stöhnend in sein Kissen zurücksinken. Mila verzog das Gesicht.

»Du sollst dich doch nicht so schnell bewegen. Du musst wohl wieder eingenickt sein.«

Wenn sie die Scharade, die er gerade so jämmerlich gespielt hatte, durchschaute, ließ sie sich das zumindest nicht anmerken. Er spürte erneut ihre Hand auf seiner Stirn, genoss die Berührung, die Fürsorge, mit der sie ihn bedachte. Er stöhnte, als der Schmerz langsam wieder nachließ. Mila grinste ihn an.

»Typisch Männer. Meine Mutter hat Recht. Ihr tut immer so unglaublich stark und hart. Aber wehe, euch plagt mal ein kleines Fieber. Dann ächzt und stöhnt ihr, als würdet ihr sterben, und wollt von euren Frauen umsorgt werden wie Kinder.«

John spürte, wie sein Gesicht heiß wurde und ihm das Blut in die Wangen schoss. Er fühlte sich auf eine unangenehme Art von ihr ertappt. Obwohl er ihre Bemerkung unter anderen Umständen nicht einfach hingenommen hätte.

»Schon gut«, sagte Mila, »in deinem Fall ist es sicher nicht nur ein kleines Fieber. Mutter sagt, du hast großes Glück gehabt.«

Glück? Ich wünschte, ich wüsste, wie ich hierher gekommen bin.

John schürzte die Lippen und wollte etwas sagen, doch diesmal versagte seine Stimme ganz und aus seiner Kehle drang nichts als ein heiseres Krächzen. Ihr Gesicht verschwand ebenso abrupt wie die Hand, die auf seiner Stirn gelegen hatte. *Dipp-dipp-dipp-dipp*. Er hörte, wie sie erneut Wasser in den Becher füllte. Der Klang, wie er sich langsam füllte - vom ersten dumpfen Auftreffen der Flüssigkeit auf dem Boden bis hin zu dem hellen Klang, als er fast bis zum Rand gefüllt war - rief in ihm eine Freude hervor, die er sich vorher nie hatte vorstellen können. Dass die pure Aussicht auf ein Glas Wasser etwas derartiges in einem Menschen hervorrufen konnte ... wo doch immer alle dachten, dass Ruhm, Macht und Geld die erstrebenswertesten Dinge auf der Welt waren.

Sie kehrte zurück und half ihm, sich wieder im Bett aufzusetzen, bevor sie ihm das Gefäß an die Lippen setzte und ihn trinken ließ. Danach fühlte John sich wieder deutlich besser. Er sah Mila dankbar an, die mit einem strahlenden Lächeln reagierte.

»Wie bin ich hierher gekommen?«, schaffte er es, zu fragen, ohne dabei wie ein Schuljunge im Stimmbruch zu klingen.

»Ich hab dich aus dem Fluss gezogen.«

»Aus dem Fluss? Du?« Er musterte Mila von oben bis unten. Sie war vielleicht vierzehn, höchstens fünfzehn Jahre alt und von eher zierlicher, im wahrsten Sinne des Wortes mädchenhafter Gestalt. John konnte sich überhaupt nicht vorstellen, wie dieses zarte Geschöpf in einen strömenden Fluss stürzte und einen Jungen einfach so *herauszog*, der gut und gerne vierzig Pfund schwerer war als sie selbst. Sie musste seinen abschätzenden Blick bemerkt haben.

»Was? Glaubst du, ich wäre dazu nicht imstande? Vielleicht hätte ich dich auch einfach im Wasser lassen sollen. Das hätte ich zumindest tun sollen, wenn es nach meiner Mutter gegangen wäre. Würde mich sehr interessieren, wie weit du wohl getrieben wärst.«

John bereute seine Worte. Und erst recht den Blick, mit dem er sie bemessen hatte.

»Tut mir leid«, sagte er zerknirscht und fügte dann, ebenso aufrichtig wie demütig, ein gemurmertes »Danke« hinzu.

»Gern geschehen«, sagte sie und strahlte ihn wieder an. »Du warst anscheinend

ganz schön lange im Wasser. Bist ganz kalt und mehr tot als wie lebendig gewesen.«

Mila nickte nachdrücklich, als wolle sie sich selbst bestätigen, dass es ebenso gewesen ist.

»Ich glaube, du hast dir mehr als einmal den Kopf irgendwo angeschlagen. Jedenfalls hat Lupo dich entdeckt und hat mich gerufen. Und ich bin rein gesprungen und hab dich rausgezogen.«

Sie reckte ihr Kinn ein wenig nach vorne und streckte auch ihre Brust etwas weiter raus, als es der Anstand gebot. Doch John sah ihr an, wie stolz sie auf ihre Leistung war und er nickte anerkennend, bevor er sich noch einmal bedankte.

»Wer ist Lupo?«, wollte er wissen.

»Lupo ist mein Freund.«

»Oh«, hörte John sich selbst sagen, und es klang enttäuschter, als er es gewollt hatte. Er fragte sich jedoch, warum ihr Freund erst nach *ihr* rief und *sie* dann in den Fluss springen ließ, anstatt es einfach selbst zu tun. Vielleicht konnte er nicht schwimmen.

Sie schien seine Enttäuschung zu bemerken, denn sie grinste ihn schelmisch an. John bemühte sich, seinen Blick möglichst unauffällig abzuwenden. Er schaffte es jedoch ebenso wenig, wie es ihm gelang, das Blut daran zu hindern, erneut in seine Wangen zu schießen. Wie, um ihn zu provozieren, legte sie ihm wieder die Hand auf die Stirn und drückte seinen Kopf sanft, aber bestimmt zurück in das Kissen.

»W-wie lange bin ich hier?«, fragte John jetzt, obwohl er sich alles andere als sicher war, ob er die Antwort überhaupt wissen wollte.

»Fast fünfzehn Tage. Meine Mutter hat gesagt, weil ich dich rausgeholt habe, ist es auch meine Aufgabe, dich wieder auf die Beine zu bringen.«

Wieder hörte John den Stolz darüber in ihrer Stimme mitschwingen, dass sie ihre Aufgabe offenbar gut erfüllt hatte. John selbst war dagegen mehr mit der Antwort an sich beschäftigt.

»Fünfzehn Tage«, sagte er ungläubig. »Was ist denn nur passiert?«

»Du weißt es gar nicht?«, fragte Mila sichtlich erstaunt. John schüttelte stumm den Kopf, während er versuchte, sich zu erinnern. Er war mit den anderen in Drel gewesen. So viel wusste er noch. Aber was dann passiert war ... es war einfach weg. Wie, um es sich selbst noch einmal zu bestätigen, schüttelte John erneut den Kopf und sah Mila hilfesuchend an.

»Ich weiß nur, dass ich in Drel war. Im *fetten Wargen*. Kashtan hat uns etwas erzählt. Alles, was danach war, ist weg. Wie ausgelöscht.«

»In Drel? Das liegt meilenweit entfernt. Bestimmt...«

Mila hob ihre Hände und begann, sich an die Finger zu tippen, als wolle sie etwas daran abzählen. Was John in diesem Moment absurd erschien. Warum sollte man eine Entfernung an den Fingern abzählen? Dennoch ließ er sie machen und wartete geduldig, bis sie ihm ihre Antwort mitteilte.

»Drei oder vier Meilen. Glaube ich. Mutter braucht einen ganzen Tag, um hin und wieder zurückzukommen. Wobei sie für ihre Besorgungen ja auch noch Zeit benötigt.«

John sah sie wie vom Donner gerührt an. »*Vier* Meilen? Wie bin ich denn vier Meilen von Drel hierhergekommen?«

»Im Fluss«, half sie ihm, wobei sie so strahlend lächelte, als beantworte ihm diese Antwort tatsächlich alle seine Fragen auf einen Schlag.

»Im Fluss«, wiederholte er tonlos und schüttelte den Kopf. »So muss es ja

gewesen sein, nicht wahr?«, fragte er und sah Mila noch einmal Bestätigung heischend an. Sie zuckte mit den Achseln.

»Ich weiß nur, dass ich dich aus dem Fluss geholt habe und ich weiß, dass der Fluss durch Drel fließt. Wenn ich eins und eins zusammenzähle...«

Sie grinste. Eine ihrer kastanienfarbenen Locken fiel ihr widerspenstig ins Gesicht. John ertappte sich bei dem Gedanken, dass diese Locke, die sich provokativ über ihr Auge legte, sie nur noch schöner machte, und er wandte verschämt seinen Blick ab.

Er wartete darauf, dass sie die Strähne endlich mit der Hand fortwischte. Doch Mila tat nichts dergleichen, was ihn nur noch wahnsinniger zu machen drohte. Schließlich erbarmte sie sich seiner. Jedoch nicht so, wie er es erwartet hatte – indem sie sie einfach mit der Hand wegwischte – sondern, indem sie ihren Kopf wild hin und her schüttelte. Ihre Haare flogen von einer Seite zur anderen, bis Mila mit dem Ergebnis zufrieden war. Wenn sie versuchte, ihn verrückt zu machen, dann gelang es ihr außerordentlich gut.

Was wohl ihr Freund dazu sagen würde, wenn er sie hier so mit ihm vorfand? Der Freund, der ihr den Vortritt ließ, wenn es darum ging, in den Fluss zu springen und einem anderen Menschen das Leben zu retten.

»Also gut«, sagte John mit belegter Stimme. »Sagen wir, ich bin tatsächlich vier Meilen von Drel bis hierher im Wasser getrieben. Dann bleibt nur die Frage, warum ich im Fluss gewesen bin?«

»Das Feuer«, sagte Mila.

»Feuer?« John horchte auf. Mila nickte.

»Ja, wir haben den Rauch gesehen. Vor zwei oder drei Wochen war das. Von der Stadt. Ich weiß nicht, ob es wirklich in Drel war, aber es liegt nah. Erinnerst du dich nicht an ein Feuer?«

Er schüttelte wieder den Kopf und ließ sich in das Kissen fallen, ohne Rücksicht auf die Schmerzen, die noch immer in seinem Schädel aufbrandeten. Sie riefen einmal mehr Schwindel und eine Übelkeit in ihm hervor, als müsse er sich gleich hier und jetzt übergeben.

John wusste gar nichts mehr. Nichts von einem Feuer. Nichts davon, wie und warum er in diesen Fluss geraten war. Und am Allerwenigsten hatte er eine Ahnung, was aus den anderen geworden war. Ob sie nach ihm suchten? Immerhin musste er bereits seit mindestens zwei Wochen verschwunden sein. Was war nur passiert? Er schüttelte den Kopf. Mila beugte sich über ihn, wobei ihre Haare auf sein Gesicht fielen. Ihr Gesicht war so dicht über seinem, als wolle sie ihn hier und jetzt küssen. Ein Gedanke, der ihm alles andere als unangenehm war. Ihr Haar roch nach Beeren und der Atem, den sie durch die Nase ausstieß, kitzelte ihn leicht. Im nächsten Moment riss sie ihren Kopf ohne Vorwarnung wieder zurück.

»Du musst schlafen«, sagte sie, als hätte sie gerade nicht einen weiteren – wie er vermutete absichtlichen – Versuch unternommen, ihm den Verstand zu rauben. Sie zog die dünne Decke hoch, bis sie fast Johns Kinn erreichte. Dann legte sie ihm zum Abschluss ein letztes Mal die Hand auf die Stirn und strich noch in derselben Bewegung mit der Innenfläche über seine Wange, wobei sie ihm einen besorgten und zugleich zuckersüßen Blick schenkte.

Schließlich erhob sie sich und er hörte, wie sie - *dipp-dipp-dipp* - zur Tür ging und die Hütte verließ.

Kapitel 3

»Erklär es mir noch mal.«

Dori ritt neben Kashtan, wobei sie beide keine übertriebene Eile an den Tag legten. Hast war, wie Kashtan und er fanden, nicht angebracht. Immerhin konnte es ja sein, dass der eine oder andere zurückgelassene Gefährte noch zu ihnen aufschloss. Eine Hoffnung, die sich jedoch bis jetzt nicht erfüllt hatte. Dabei ritten sie schon seit ihrer Flucht aus Drel Richtung Süden weiter.

Kashtan tat anscheinend so, als hätte er ihn nicht gehört. Er zeigte nur mit dem Finger auf eine Gebirgskette, die sich in der Ferne auftürmte.

»Da drüben ist der Sternenberg«, sagte er. »Wir werden hier in der Nähe unser Lager aufschlagen und morgen früh weiterreiten.«

Dori zuckte mit den Schultern. »Soll mir recht sein.« Dann setzte er sich etwas aufrechter in den Sattel seines Ponys und umfasste dessen Zügel noch ein wenig fester.

»Trotzdem habe ich dir eine Frage gestellt. Und ich habe das Recht auf eine Antwort.« Er machte eine kurze Pause, bevor er sich verbesserte. »Eine *Vernünftige*, meine ich.«

Kashtan schien auch diesmal nicht reagieren zu wollen und Dori war kurz davor, zu platzen. Gerade wollte er seinem Gefährten die Meinung geigen, als dieser schließlich doch etwas sagte.

»Genau genommen«, meinte er, und aus seiner Stimme konnte Dori deutlich heraushören, dass ihn das Thema langsam nervte, »hast du mich nichts gefragt, sondern mich um etwas *gebeten*. Nämlich, dass ich es dir noch einmal erkläre. Aber da gibt es nichts mehr zu erklären. Ich habe es dir schon gefühlt tausendmal erklärt. Wir sind allein weiter geritten, weil es für Arvon besser ist.«

Dori rollte mit den Augen. Er hatte mit dieser Antwort gerechnet. Im Grunde bekam er seit fast zweieinhalb Wochen jeden Tag dieselbe Antwort auf dieselbe Frage. Nachdem sie es wie durch ein Wunder geschafft hatten, mitsamt ihren Reittieren aus Drel zu fliehen, hatte Kashtan einfach verkündet, dass sie ihren Weg nach Süden alleine fortsetzen würden. Auf Doris Frage nach dem Warum hatte er nur geantwortet: »Ist besser so.«

Was für eine Antwort sollte das denn sein? Dori hatte sich, noch in unmittelbarer Nähe der Stadt, mit Kashtan gestritten. Immerhin hatten sie versprochen, auf die drei anderen Acht zu geben. Sie mit ihren Leben zu beschützen. Es war ihre verdammte *Pflicht*, wie Dori fand, dass sie in die Stadt zurück ritten und Arvon und Anne da rausholten. Dass sie zumindest nachsahen, ob sie es vielleicht geschafft hatten, aus der Stadt zu fliehen.

Doch Kashtan hatte sich stur gestellt. Und seitdem ritten sie. Und seitdem stellte Dori ihm jeden Tag dieselbe Frage. Und Kashtan beantwortete sie jedes Mal mit: »Weil es so besser ist.«

Doch diesmal würde Dori sich nicht damit begnügen. Sie hatten den Sternenberg fast erreicht. Er fand, er hatte ebenso das Recht, zu erfahren, was Kashtan wusste. Oder zu wissen vorgab. Oder zu wissen glaubte. Diese Geheimniskrämerei durfte – und das war Doris tiefste Überzeugung – in einer Freundschaft nicht sein. Eine Freundschaft, die – zugegebenermaßen – nicht so intensiv gepflegt wurde, wie Freundschaften gepflegt werden sollten.

Immerhin hatten sie sich knapp fünf Jahre nicht mehr gesehen. Auch, wenn sie sich immer auf dem Laufenden gehalten hatten über das Wohlergehen der anderen.

Zumindest Dori hatte die Tätigkeiten Tam lens und Kashtans beim ardanischen Geheimdienst über die Jahre hinweg nie aus den Augen verloren. Tam len und Kashtan ... ja, *das* war eine wahre Freundschaft, wie sie in einem beschissenen Bilderbuch stand.

Das wollte Dori auch gar nicht leugnen. Und natürlich hätte er damals auch bei ihnen bleiben können, anstatt der Erfüllung irgendeines verborgenen Kindheitstraumes nachzujagen. Wobei das eigentlich nur der vorgeschobene Grund war. Die Wahrheit sah ein wenig anders aus. Aber als Zwerg redete Dori nicht über persönliche Gefühle.

Außerdem spielte das jetzt keine Rolle. Oder es durfte jetzt zumindest keine Rolle spielen. Denn trotz allem waren auch *sie* letztendlich Freunde. Sie waren Gefährten bei dieser Reise, und nun fühlte er sich von Kashtan auf eine unangenehme Art ausgegrenzt und beiseitegeschoben.

Eigentlich wie immer.

Er hatte es bis jetzt nicht so hochkochen lassen, wie er es am liebsten getan hätte. In ihm brodelte es seit ihrem Streit wie in einem Vulkan, der kurz vor dem Ausbruch stand. Doch während sie die letzten Tage durchgeritten waren und die Nächte ausschließlich schlafend verbracht hatten, würden sie sich heute nicht mehr sonderlich verausgaben. Also würde er diesmal keine Ruhe geben, bis Kashtan ihm verdammt noch mal sagte, was er zurückhielt.

»Ich habe deine Antwort auch zum gefühlt tausendsten Mal vernommen«, sagte Dori mit fast engelsgleicher Geduld. »Ich bin jedoch nicht zufrieden mit dieser Antwort. Oder dem, was du anscheinend für eine *vernünftige* Antwort hältst.«

Kashtan zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Das ist allerdings schade für dich, denn eine andere Antwort wirst du nicht bekommen.«

»Jetzt hab ich aber langsam genug von dir! Bin ich ein Fremder geworden, dem man nicht über den Weg trauen darf? *Ich* bin es, verdammt! Dori! Was soll diese Geheimniskrämerei vor mir? Wir haben der Herrin geschworen, dass wir die drei mit unseren Leben verteidigen und sie beschützen, hast du das etwa vergessen?«

»Nein.«

Die Ruhe, mit der Kashtan antwortete, regte Dori nur noch mehr auf. »Und warum um alles in der Welt haben wir ihnen dann nicht geholfen? Warum haben wir sie in Drel zurückgelassen, als sie unsere Hilfe am meisten gebraucht haben? Kannst du mir das verraten?«

»Du weißt, warum. Wären wir dortgeblieben, hätten sie uns auch unsere Pferde gestohlen und wer weiß, ob wir die ganze Sache überlebt hätten...«

Dori fuhr sich mit einer Hand über den fast kahlen Schädel und raufte sich Haare, die ohnehin nur vereinzelt vorhanden waren. »Bei den Ahnen, mir ist schon klar, dass es richtig war, die Stadt zu verlassen. Auch ohne die anderen. Aber warum haben wir nicht gewartet? Warum haben wir nicht *danach* alles versucht, um sie wiederzufinden? Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, du versuchst, den Jungen loszuwerden. Du benimmst dich schon seit Wochen so komisch Arvon gegenüber. Kann es sein, dass du einfach nur etwas gegen ihn hast und ihm jetzt irgendetwas heimzahlen willst, was er dir deiner Meinung nach angetan hat?«

»Ich habe es dir doch schon erklärt«, antwortete Kashtan, ohne auf die Provokation zu reagieren. »Es ist besser für Arvon, wenn er ohne uns reitet.«

Dori kniff die Augen zusammen und betrachtete Kashtan aus verengten Schlitzten. Er musste sich jetzt wirklich zurücknehmen, um nicht sein Letztes bisschen Geduld zu verlieren, das er noch aufbringen konnte – was ihm einiges an

Beherrschung abverlangte.

Er schaffte es tatsächlich, sich soweit zu kontrollieren, dass er nicht einfach wieder los wütete wie ein Berserker, sondern seine Taktik ein weiteres Mal änderte. Vielleicht stellte er ja einfach nur die falsche Frage?

»Dann erklär mir bitte, *warum* es für den Jungen besser sein soll, außerhalb unserer Gruppe und unseres Schutzes zu reisen? Oder ist das auch zu viel verlangt?«

Kashtan zügelte sein Pferd und brachte es zum Halten. Doris Pony lief zunächst noch ein paar Schritte weiter, bevor er reagierte und das Tier ebenfalls zum Halten brachte, um es dann umständlich wieder in Kashtans Richtung zu wenden.

»Die Herrin hat uns nicht alles gesagt, weißt du...«

Er trieb das Pferd wieder langsam an und ritt weiter. Als wäre das die große Antwort gewesen. Die alles erklärende Antwort auf die elementarsten Fragen der Geschichte.

»Warum sollte sie uns belügen?«, hörte Dori sich selbst fragen. Das ergab noch weniger Sinn als alle bisherigen Antworten, und Dori war jetzt so aus dem Konzept gebracht, dass er sich wieder vollkommen beruhigt hatte.

»Du musst mir besser zuhören, Dori«, sagte Kashtan, jetzt auch mit einem Anflug von Ärger in der Stimme. »Du willst eine Erklärung, also gebe ich dir eine. Und ich habe nicht gesagt, dass Leandra uns *angelogen* hat. Ich behaupte nur, dass sie uns nicht *alles* gesagt hat.«

Er machte eine Pause, in der die beiden Gefährten einfach schweigend nebeneinander her ritten und die er so in die Länge zog, dass Dori schon wieder nachhaken wollte, als Kashtan schließlich doch von sich aus fortfuhr.

»Hast du dich noch gar nicht gefragt, warum die Herrin ausgerechnet diese drei damit beauftragt hat, das Schwert zu suchen? Fremde, die sie extra von der anderen Seite nach Ardanien holt und die wir erst umständlich im Kampf ausbilden mussten? Außerdem ist Arvon noch ein halbes Kind. Wenn es um das Schwert ginge, hätte sie uns ebenso gut alleine losschicken können, glaubst du nicht auch? Stattdessen betreibt sie einen solchen Aufwand, um Arvon hierherzuholen und ihn mit der wohl gewaltigsten Aufgabe unserer Zeit zu betrauen. Ein halbes Kind, wie bereits gesagt...«

Dori schwieg einen Augenblick. Natürlich hatte er sich schon mehr als einmal diese Fragen gestellt und Kashtan hatte völlig Recht, es *ergab* keinen Sinn.

»Sie hat gesagt, es sei *seine* Aufgabe, das Schwert zu finden«, erklärte Dori, und merkte im selben Moment, wie plump diese Antwort eigentlich klang. Warum sollte es denn seine Aufgabe sein? Was hatte Arvon mit Ardanien zu schaffen? Nichts. Das ungute Gefühl, dass sein Gefährte tatsächlich Recht haben könnte, ergriff von ihm Besitz, und er dachte über die Frage nach.

»Warum sollte sie uns also etwas verschweigen?«, fragte er in die plötzlich aufgekommene Stille hinein.

»Ich unterstelle ihr mal, dass sie es nicht in schlechter Absicht getan hat. Aber die Frage beschäftigt mich, seit wir aufgebrochen sind, und ich bin mir sicher, dass ich die Antwort gefunden habe. Und deswegen ist es für Arvon besser, wenn er allein reist.«

Er machte wieder eine schier endlos lange Pause, bevor er endlich fortfuhr. »Anne hat sich verplappert, ehrlich gesagt. Sie hat, als wir gemeinsam ritten, den Namen Rodan erwähnt. Ich habe es genau gehört. Und jetzt frage ich dich: Woher sollte sie den Namen kennen?«

Dori sah ihn erstaunt an. »Wirklich Rodan? Wie in König Cadans Sohn Rodan?

Der mitsamt dem Schwert verschollen ist?«

Kashtan nickte. »Hast du dich nicht gefragt, warum ich Arvon, nachdem wir den Rabenwald verlassen haben, beim Training härter rangenommen habe als vorher? Wegen meines Verdachts. Und jetzt bin ich mir mehr als sicher. Tamlen und ich haben Cadan noch einige Jahre gedient. Wir haben Prinz Rodan und Prinz Trystan sozusagen aufwachsen sehen.«

Dori verstand immer weniger. Was hatte denn der König jetzt wieder damit zu tun? »Sprich endlich Klartext, wenn es Recht ist. Dir muss man ja alles aus der Nase ziehen. Was willst du mir sagen, verdammt noch mal?«

»Du kommst noch immer nicht darauf? Gut, ich erkläre es dir. Tamlen und ich hatten Gelegenheit, die beiden Prinzen aufwachsen zu sehen, als wir für den König gearbeitet haben. Und die Ähnlichkeit zwischen Rodan und Arvon ist vielleicht nicht deutlich, aber sie ist doch durchaus vorhanden.«

Jetzt begriff selbst Dori, was Kashtan andeuten wollte. »Du meinst...«

»Arvon ist Rodans Sohn, ja. Ich bin mir fast sicher, dass es so ist. Verstehst du nun? Anne sagte damals, Rodan habe ihr gegenüber etwas erwähnt. Wie soll das möglich sein, wenn sie sich nicht *gekannt* haben? Und wie sollten sie sich gekannt haben, obwohl Anne nie in Ardanien war? Was wäre, Dori, wenn Arvon das Mal hat? Dann wäre er der rechtmäßige Thronerbe Ardanien. Der Letzte aus der Linie der Könige. Dann gehört das Schwert von Rechts wegen *ihm*. Die sieben Reiter«, sagte er langsam, während Doris Gedanken zu rasen begannen, »sind nicht hinter uns her, weil wir das Schwert suchen. Sie *wollen* das Schwert, keine Frage. Doch in erster Linie wollen sie die Aufgabe zu Ende bringen, die sie damals begonnen haben. Sie wollen den Thronerben töten.«

»Solange wir zusammen reisen, sind wir leichter auszumachen«, meinte Dori, dem endlich ein Licht aufging. »Die Reiter suchen nach einer Gruppe. Sie würden wahrscheinlich nicht auf den Gedanken kommen, dass Arvon allein unterwegs ist. Zumindest nicht sofort.«

Kashtan nickte ihm bedeutsam zu. »Jetzt hast du es. Alleine ist Arvon sicherer, so schwer es für uns auch vorstellbar sein mag. Aber ich glaube, er wird klarkommen. Wir haben ihm genug beigebracht, um sich behaupten zu können. Und John auch. Wer mir mehr Sorgen bereitet, ist Anne...«

Anne. Ja, das war vielleicht ein Problem, wie Dori sich ebenfalls eingestehen musste. Wenn sie mit Arvon zusammen war, dann würde sie mit ihrem fehlenden Bein auffallen. Doch Arvon konnte sie zumindest durchziehen. Aber falls sie auf sich gestellt war, würde es schwierig für sie werden, sich selbst zu helfen. Falls sie überhaupt noch lebte. Doch das galt in gleichem Maße für Arvon und John...

Kashtan betrachtete den Sternenhimmel über sich. Dort waren sie. Vereint wie eine Familie, die sich den ganzen Tag nicht sah und deren Mitglieder sich dann abends alle wieder trafen. Auf einen Plausch. Oder ein Bier. Der große und der kleine Wolf. Das Rad. Die junge Mutter. Hunderte, Tausende funkelnder Sterne am Himmel. Dori lag wenige Meter neben ihm und schnarchte so selig wie eh und je.

Kashtan grinste. Er hatte den Zwerg vermisst. Auch, wenn er das nie offen zugeben würde. Doch er war mehr als glücklich, Dori an seiner Seite zu haben nach den langen Jahren, in denen sie einander nicht gesehen hatten.

Es schmerzte ihn, dass er seinen Gefährten anlügen musste. Obwohl es nicht direkt gelogen war. Er hatte genug Zeit gehabt, sich eine plausible Geschichte zu überlegen, die er dem Zwerg aufzischen konnte. Seine wahren Beweggründe würde er nicht einmal Tamlen verraten können. Was sollte er auch sagen? Ich höre

Stimmen, die mir befehlen, Arvon zu töten?

Sie waren noch da. Sie trieben Kashtan in den Wahnsinn. Doch nun, da Arvon nicht in seiner Nähe war, waren sie so verhalten, dass sie kaum mehr waren als ein beständiges Rauschen in seinen Ohren. Wie, wenn man sich eine Hornmuschel ans Ohr hielt. Gedämpft. Entfernt.

Als die anderen noch da gewesen waren, war das Flüstern mit der Zeit unerträglich geworden. Bis er Arvon im Wahn beinahe sein Schwert in die Brust gerammt hätte. Kashtan wusste nicht, ob es nur an Arvon lag, oder ob er auch für John und Anne eine Gefahr darstellte. Wer weiß, vielleicht sogar für Tamlen und Dori.

Möglich, dass die Stimmen nur deshalb so leise waren, weil im Moment nur der Zwerg in seiner Nähe war. Vielleicht wurden sie wieder fordernder, wenn mehr Zeit verstrich?

Wie, um seine Gedanken zu bestätigen, begann es, in seiner Seite zu kribbeln. Kashtan widerstand dem Drang, sich zu kratzen. Er wusste mittlerweile, dass das rein gar nichts brachte. Das Kribbeln war da und es würde sein ständiger Begleiter bleiben. Wie die Stimmen in seinem Kopf. Was konnte er tun, um sie loszuwerden? Konnte er überhaupt etwas tun? Vielleicht konnte Leandra ihm helfen...

Leandra. Er würde sie nie ganz ergründen können. Einerseits sprach sie mit ihm in einer sanften Weise, machte dezente Andeutungen und warf ihm diese ganz bestimmten Blicke zu. Doch immer dann, wenn er zuließ, dass neue Hoffnungen in ihm aufkeimten, erstickte sie diese gleich, indem sie ihm zu verstehen gab, dass es für sie keine Chance gab. So ging es seit über zwanzig Jahren.

Natürlich hatte Kashtan in der Zwischenzeit nichts anbrennen lassen, was Frauen anging. Im Gegenteil. Tamlen und er hatten es sogar ordentlich krachen lassen in ihrer Zeit beim ardanischen Geheimdienst. Tamlen war ein richtiger Frauenheld. Und fast immer, wenn der Elf einer Frau schöne Augen machte, fiel automatisch auch etwas für ihn ab. Immerhin sah er selbst ja auch nicht gerade schlecht aus.

Und wenn gar keine anbeißen wollte, gab es ja immer noch die Freudenhäuser. Nein, an Frauengeschichten hatte es nicht gemangelt. Und so, wie er sich an die eine oder andere noch immer erinnerte, hatte er manche sofort vergessen. Trotzdem fühlte er sich damit irgendwie nie so ganz glücklich. Ein Teil seines Verstandes schien in all den Jahren immer an Leandra zu hängen, ganz egal, wie oft er versuchte, sich mit der Tatsache abzufinden, dass sie für ihn unerreichbar bleiben würde.

Er seufzte. Zeit, sich von diesen Gedanken zu lösen. Er hatte keine Lust, melancholisch zu werden. Vielleicht würde er sich ein Freudenmädchen nehmen, wenn sie das nächste Mal eine Stadt aufsuchten. Um sich auf andere Gedanken zu bringen. Sie hatten es lange nicht mehr krachen lassen. Und da ohnehin alles auf einen Krieg hindeutete, konnten sie sich ruhig mal wieder ein bisschen Spaß gönnen.

Er lächelte. Ja. Genau das würde er tun. Wenn die Welt schon dem Untergang geweiht war, dann würde er zumindest in den Armen einer schönen Frau untergehen. Mit dem Gedanken döste er irgendwann ein.

Kapitel 4

Hanna stemmte ihre Hände in die Hüften und schüttelte so heftig den Kopf, dass ihr blondes Haar wild von einer Seite zur anderen flog. In ihrem Blick lagen Angst und Sorge. Arvon entging es nicht.

»Ich weiß, du willst nicht, dass ich gehe«, sagte er. »Aber ich muss. Wir brauchen ein paar Sachen für unsere Reise. Vielleicht finde ich nützliche Dinge, die wir mitnehmen können. Ich habe noch nicht alle Häuser durchsucht und wir können es uns nicht erlauben, unvorbereitet zu gehen.«

Hannas Augen glänzten feucht, als sie sich ihm um den Hals warf und ihr Kopfschütteln noch einmal wiederholte, wobei sie sich fest an seine Brust drückte. Er nahm sie in den Arm, wiegte sie, als wäre sie ein Säugling, den man auf diese Weise beruhigen konnte.

»Ich weiß. Du willst nicht, dass ich dich alleinlasse, und das verstehe ich. Aber ich muss nachsehen, ob sich noch etwas Brauchbares auftreiben lässt.«

Er verstand nicht, warum sie auf einmal wieder so ein Drama daraus machte. Es war nicht das erste Mal, dass er die Stadt ohne Hanna aufsuchte, seit er Drel nicht mehr durch das Tunnelsystem betrat und auf Hannas Orientierungssinn angewiesen war. Dass sie sich jetzt wieder so sehr dagegen sträubte, nervte ihn.

»Jetzt reiß dich bitte zusammen, Hanna. Hörst du? Du tust, als würde ich zum ersten Mal alleine gehen. Bin ich nicht jedes Mal zu dir zurückgekommen?«

Sie nickte.

»Siehst du. Und habe ich dir nicht versprochen, dass wir zusammen zum Sternenberg gehen und ich dich nicht hier zurücklassen werde?«

Wieder spürte Arvon das kaum merkliche Nicken an seiner Brust. Zaghaft zwar, doch es war da.

»Na also«, sagte er lächelnd. »Dann sei ein gutes Mädchen und warte hier, bis ich wieder da bin, in Ordnung? Wenn etwas ist, versteckst du dich einfach im Tunnel, so wie immer.«

Ein weiteres Nicken. »Gut.« Er umfasste ihre Schultern, schob sie sanft, aber bestimmt von sich weg und schenkte ihr ein zuversichtliches Lächeln. Sie erwiderte es nicht. Sie sah eher aus wie jemand, der sich widerwillig in sein Schicksal ergab, ohne Hoffnung zu haben, dass alles schon werden würde.

»Ich bin spätestens am Abend zurück. Und morgen ziehen wir los, ja?«

Sie nickte erneut. In ihrem Blick lag Resignation. Die Reiter, die am Vortag in die Stadt geritten waren, hatten die wenigen menschlichen Überreste, die sie dort noch hatten finden können, aufgehäuft und verbrannt. Arvon hatte die Flammen lodern sehen. Am Abend hatten sie am südlichen Stadttor Lager bezogen. Arvon vermutete, dass sie die Ghule hatten töten wollen, die sich noch irgendwo herumtrieben. Tatsächlich hatten er und Hanna in der Nacht schmatzende, röchelnde Laute gehört. Das Knurren und Brüllen von namenlosen Bestien und Kampfplärm.

Hanna hatte sich die ganze Nacht zitternd an Arvon geschmiegt. Vermutlich hatte sie kein Auge zubekommen und Arvon machte diesen Umstand für ihre Ängstlichkeit verantwortlich. Und ihren Widerwillen, ihn alleine in die Stadt gehen zu lassen. Die Reiter waren bereits am Morgen wieder fortgeritten. Arvon hatte gesehen, dass sie sich aufgeteilt hatten und in unterschiedliche Richtungen geritten waren.

Drei der Reiter hatten den Waldweg genommen, durch den sie Vortags

gekommen waren. Sie wollten, wie Arvon vermutete, zurück nach Adramil oder Cobyn. Unter ihnen waren der langhaarige Anführer der Gruppe und die Frau, die sie Kadlyn nannten. Die beiden anderen, der kahlköpfige mit der Narbe und der mit dem breiten Kreuz, hatten ihren Weg in südliche Richtung fortgesetzt.

Arvon musste niemanden fragen, um zu wissen, was sie dort zu finden hofften - oder besser *wen*. Er hoffte, dass seine Mutter, die anscheinend direkt nach ihrer Flucht aus der Stadt ihren Weg nach Süden fortgesetzt hatte, mittlerweile genug Vorsprung hatte. Selbst wenn sie ihr Pferd bei dem Versuch eingebüßt hatte, ihn zu retten. Und auch, wenn die Männer Anne doch irgendwann einholen sollten, wäre sie wahrscheinlich vorsichtig genug, nicht den erstbesten Menschen entgegenzulaufen, die daher kamen.

Besonders, wenn sie so wenig vertrauenerweckend aussahen wie Narbenkopf und Stiernacken. Arvon musste über diese Wahl schmunzeln. So schlau schien dieser Anführer ja nicht unbedingt zu sein, seine beiden furchteinflößendsten Begleiter loszuschicken, um Anne zu suchen. Er hätte die Frau, Kadlyn, mitschicken sollen. Das hätte ihre Chancen, Annes Vertrauen zu wecken und sie vielleicht sogar zu überzeugen, freiwillig mit ihnen zu kommen, in nicht unerheblichem Maße erhöht.

Dass sie überhaupt jemanden nach ihr suchen ließen, war alarmierend genug, wie Arvon fand, und er fühlte sich allein dadurch zur Eile angetrieben. Er zog Hanna ein letztes Mal an sich, gab ihr einen Kuss auf die Stirn – eine Geste, die sie irgendwie zu beruhigen schien – und sah sie mit einem Ausdruck an, der Zuversicht ausstrahlen sollte. Und tatsächlich erschien auf Hannas Gesicht der Anflug eines Lächelns.

»Bis nachher«, sagte er und wandte sich zum Gehen.

Die Stadt war nicht verlassen. Arvon spürte es mit einer Deutlichkeit, mit der man eine Grippe herannahen fühlte. Nein, er war nicht allein. Es waren nicht die sieben Reiter, zumindest dessen war er sich sicher. Er hätte ihre dunkle Aura sicher erahnt. Auch wenn er nicht sagen konnte, woher diese Ahnung kam. Dennoch musste das nicht bedeuten, dass diejenigen, die hier waren, ihm freundlich gesonnen waren. Zum ersten Mal wünschte er sich, er hätte die Stadt gemeinsam mit Hanna aufgesucht und durch das Grab am Friedhof betreten. Doch er hatte ja unbedingt durchs Stadttor gehen wollen, was – auch wenn er es Hanna gegenüber nicht zugeben würde – hauptsächlich daran lag, dass ihm die nachtschwarzen Gänge unterhalb Drels Angst bereiteten.

Selbst mit Hanna, die seine Hand hielt und ihn zielsicher wie eine Fledermaus durch die dunklen Tunnel führte. Als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan, als unter der Stadt in diesen Gängen zu leben. Er hatte nichts gegen die kalten Schauer unternehmen können, die es ihm jedes Mal über den Rücken gejagt hatte, sobald sich die Grabplatte wieder hob oder die Tür auf der anderen Seite sich schloss. Jedes Geräusch klang in den Katakomben noch erschreckender. Selbst etwas harmloses wie ein Wassertropfen, der in den Brunnen fiel, wurde von allen Seiten und Wänden mehrfach zurückgeworfen und hallte mit einer Lautstärke in den Gängen wider, dass Arvons Magen sich zusammenzog.

Hinzu kamen die Ratten, die durch die finsternen Gänge krochen. Auch jetzt rann ihm ein kalter Schauer über den Rücken, als er daran dachte.

Arvon lauschte, konnte jedoch nichts hören außer seinem eigenen Herzschlag, der ruhig und gleichmäßig ging. Er betrachtete das südliche Stadttor. Das Fallgitter auf dieser Seite der Stadt war nicht wie das Haupttor aus Eisen, sondern aus Holz.

Dennoch sah es einem bedrohlich wirkenden Schlund voll scharfer Fangzähne nicht weniger ähnlich als sein ungleicher Zwilling gegenüber.

Fast konnte Arvon die Schreie wieder deutlich hören. Die Schreie derer, die sich an jenem schicksalhaften Tag vor mehr als zwei Wochen durch dieses Tor gedrängt hatten. Die Atmosphäre, die diesem Ort mittlerweile innewohnte, hatte etwas surreales. Dieser Ort war noch vor wenigen Wochen voller Leben und Frohsinn gewesen. Mit bunten Fähnchen und Wimpeln geschmückt und erfüllt vom Geschrei der Markthändler oder krakeelender Kinder, die durch die Gassen liefen und spielten. Nun hatte der Tod Einzug gehalten und drückte aufs Gemüt eines jeden, der sich der Stadt näherte.

Dieses Gefühl der Niedergeschlagenheit ließ sich ebenso wenig abschütteln wie eine Zecke, die einem ihre Zangen tief unter die Haut schob und sich mit aller Macht festbiss.

Verdammte Tândillplage, dachte Arvon. War es Zufall gewesen, dass er Tage vor dem Überfall auf die Stadt eine der Echsen gesehen hatte? Oder hatten diese kleinen Biester tatsächlich eine Art Gespür für bevorstehendes Blutvergießen? Arvon schüttelte den Gedanken ab.

Er sah die Überbleibsel des Lagers, das die Reiter am Vorabend errichtet hatten. Und nicht nur das. Die Überreste der Ghule waren ebenso in der Nähe aufgetürmt worden wie die der Verstorbenen, die man noch hatte ausfindig machen können. Sie hatten sie verbrannt. Lediglich vereinzelte Gliedmaßen lugten aus dem Haufen aus Asche und verkohlten Überresten hervor. Die Luft roch nach verbranntem Fleisch und noch etwas anderem. Etwas deutlich Widerlicherem, das Arvon nicht identifizieren konnte. Genau genommen wollte er auch gar nicht wissen, um was es sich dabei handelte.

Er bog hinter dem Tor nach rechts ab und schlich durch die abseits des Hauptwegs gelegenen Gassen, um nicht unerwartet jemandem in die Arme zu laufen, dem er hier besser nicht begegnete. Trotz der Stille, die herrschte, konnte Arvon noch immer die Anwesenheit von jemandem spüren.

Oder von Etwas, meldete sich eine Stimme in ihm zu Wort. *Mehr Ghule zum Beispiel.*

Instinktiv glitt seine Hand zu dem Schwert an seiner Seite und wieder zurück. Arvon sah sich in alle Richtungen um und huschte über einen der vom Hauptweg abzweigenden Seitenarme, um sich zwischen zwei halb ausgebrannten Gebäuden zu verstecken. Er sah sich erneut um.

Nein. Zumindest hier war niemand. Arvon schlich in eines der Gebäude, ein schlichtes Wohnhaus, dessen Tür praktisch nicht mehr vorhanden war. Er ließ seinen Blick durch den rechteckigen Raum gleiten. Eine alte Kommode stand in einer Ecke des Raumes, die ihre besten Tage nicht erst seit dem Überfall der Reiter hinter sich hatte. Arvon trat darauf zu, um die fast schwarzen Flügeltüren zu öffnen. Wie er es befürchtet hatte, klemmten sie. Er riss mit etwas mehr Gewalt daran, was jedoch ebenso wenig brachte. Schließlich griff er nach seinem Schwert und zog es behutsam aus der ledernen Scheide. Er drückte die Spitze der Waffe in den Spalt zwischen den zwei Schranktüren und versuchte, sie aufzustemmen.

Er hatte mit deutlich mehr Widerstand gerechnet. Der Unterschrank sprang mit einem krachenden Laut und einem Splittern auf. Arvon hatte Mühe, sein Gleichgewicht zu halten. Er stand einen Moment lang mit den Armen rudernd im Raum, schaffte es mühsam, sich auf den Beinen zu halten. Abgesehen von ein paar hölzernen und längst abgenutzten Schüsseln war in der Kommode nichts, was für ihn von Nutzen sein konnte. Arvon durchstöberte den Raum und ging auch in die angrenzenden Zimmer, um sich dort umzusehen.

Es sah aus, als hätten in diesem Teil der Stadt nicht die wohlhabendsten Einwohner gelebt. Arvon verließ das Gebäude und betrat das nächste, unmittelbar daneben liegende. Die Tür war nicht verschlossen und Arvon vermutete erneut, dass es daran lag, dass es in diesem Teil der Stadt nicht viel zu holen gab. Das ergab Sinn. Immerhin waren der Delikatessenmarkt und die meisten Handwerker auf der Nordseite angesiedelt. Dementsprechend lebten die wohlhabenderen Bürger der Stadt höchstwahrscheinlich ebenfalls dort.

Die ärmeren Schichten, das Gesindel und die einfachen Bürger, schob man möglichst weit von sich weg und drängte sie ans andere Ende der Stadt. Aus den Augen, aus dem Sinn. Und hier galt scheinbar, was auch überall sonst gilt: Wer nichts hatte, der musste es auch nicht verschließen.

Auch die nächsten Gebäude waren nicht verschlossen, beinhalteten aber ebenso wenig Brauchbares. Und so gab Arvon schließlich auf, bevor er das Ende der Gasse ganz erreicht hatte.

Er machte sich stattdessen daran, weiter nach Norden zu gelangen, um dort noch einmal sein Glück zu versuchen. Obwohl er da das Meiste schon abgesucht hatte. Bislang hatte er auch dort nicht mehr viel entdeckt. Und was er gefunden hatte, hatte er längst mitgenommen. Anscheinend hatte sich tatsächlich irgendwelches Gesindel in der Nähe der Stadt aufgehalten und nach dem Überfall das Meiste durchsucht und geplündert.

Vielleicht waren es auch Überlebende, die den Weg aus der Stadt rechtzeitig gefunden hatten und zurückgekehrt waren, um zu retten, was zu retten war. Auf leisen Sohlen schritt Arvon weiter durch die Gassen. Er hielt sich nach wie vor abseits der Hauptstraße, um nicht unnötig von jemandem gesehen zu werden, der sich in der Stadt aufhielt.

Er betrat stichprobenartig Gebäude, von denen einige verschlossen waren, während andere offenstanden wie Scheunentore und förmlich darum bettelten, durchsucht zu werden. Eine Bitte, der, wie Arvon ohne Überraschung feststellte, schon einige vor ihm nachgekommen waren.

In einem Gebäude wurde er allerdings fündig. In einer verschlossenen Kiste, die jemand sorgsam unter ein Bett geschoben hatte, fand er zwei schön gearbeitete und mit kunstfertigen Ziselierungen verzierte Dolche und ein ordentlich gefülltes Säckchen mit Münzen. Er schob die Dolche in seinen Hosenbund. Keine schlechte Ausbeute, wie er fand. Geld brauchte man immer und die Dolche waren eine gute Waffe für Hanna.

Arvon wollte sich gerade weiter in dem Schlafrum umsehen, als er von draußen gedämpfte Stimmen hörte. Sein Gespür hatte ihn also nicht getrogen. Jemand war tatsächlich in der Stadt und streunte ebenso wie er durch die Straßen. Arvon kletterte über das Bett, unter dem er zuvor die versteckte Truhe hervorgezogen hatte, und robbte auf dem Bauch zu dem Fenster, das sich direkt daneben befand. Er stemmte sich etwas hoch und warf vorsichtig einen Blick nach draußen, konnte allerdings im ersten Moment nichts Ungewöhnliches erkennen.

Doch die Stimmen waren auch jetzt noch zu hören. Arvon konnte ein paar Gesprächsfetzen aufnehmen, jedoch nicht genug von dem Gesagten verstehen. Er hörte Schritte und zog den Kopf ein, als zwei Gestalten von der Seite auftauchten und durch die Gasse liefen, zu der das Fenster zeigte.

Arvon achtete auf die Geräusche, die die Schritte auf dem gepflasterten Boden hinterließen. Die beiden Männer unterhielten sich gedämpft und schließlich konnte Arvon etwas von der Unterhaltung verstehen.

»Ich weiß nicht. Wir kommen seit zwei Wochen fast jeden Tag hier her. Ich

sage dir, hier ist niemand mehr.«

»Ich weiß, was du meinst. Wir sollten unsere Zeit nicht hier vergeuden, sondern endlich weiterziehen. Selbst Zastron muss doch einsehen, dass die Wahrscheinlichkeit, den Jungen oder die anderen noch hier zu finden, praktisch gleich null ist.«

Arvon hielt den Atem an. Er wagte nicht, sich zu bewegen, als die beiden Männer unmittelbar vor dem Fenster entlangliefen und zu seinem Erschrecken fast genau davor stehenblieben.

»Ich glaube, Zastron weiß, dass er nicht mehr hier ist. Es ist ein Wunder, dass er entkommen konnte. Dass sie *alle* entkommen sind. Ich vermute, Zastron will uns bestrafen.«

Wenn ihr wüsstet, wie nah ihr dran seid, dachte Arvon und presste sich noch etwas flacher auf die Matratze, wobei er versuchte, möglichst kein verräterisches Geräusch zu verursachen.

»Wahrscheinlich hast du Recht. Ist schließlich nicht unsere Schuld, dass sie entkommen sind. Wir hätten sie längst unschädlich gemacht, wenn Thalass uns einfach gelassen hätte. Aber die Reiter wollten die Sache ja unbedingt selbst erledigen. Wenn du mich fragst, sind sie selbst Schuld. Zastron sollte diesen Strafdienst verrichten.«

»Mensch, Ulrik, pass lieber auf, was du sagst. Die Reiter sind vielleicht weitergezogen, aber ich habe trotzdem Angst, dass sie uns hören können. Denk daran, das sind keine Menschen. Wer weiß, was für Fähigkeiten da im Spiel sind. Ich würde mich hüten, so über sie zu sprechen.«

Arvon konnte hören, wie der andere verächtlich ausspuckte. »Ach, du bist ein Angsthasen, genau wie Gunnar. Ihr traut den Reitern zu viel zu. Ich habe auch Respekt vor ihnen, aber wir stehen schließlich auf ihrer Seite, also was sollten wir befürchten?«

»Trotzdem, Ulrik. Ich mein ja nur. Komm, lass uns zu den anderen gehen und dann will ich diese Gegend endlich verlassen. Darauf freue ich mich schon am meisten.«

Der andere lachte rau. »Darauf, und auf ein Freudenmädchen. Und was Anständiges zu saufen. Du hast Recht. Je eher wir hier wegkommen, desto besser.«

Sie setzten sich wieder in Bewegung. Arvon wartete regungslos, bis ihre Schritte verhallt waren, bevor er es wagte, sich noch einmal aus dem Fenster zu lehnen. Die zwei waren nicht mehr zu sehen und Arvon krabbelte vom Bett herunter, wagte jedoch nicht, das Haus zu verlassen. Wer konnte schon sagen, wie viele andere noch in den Straßen patrouillierten? Er wollte nicht riskieren, ihnen versehentlich in die Arme zu laufen.

Er konnte sich ziemlich lebhaft vorstellen, was die Männer mit ihm machen würden. Immerhin war er ja der Grund, warum sie noch immer in der Gegend waren. Sie würden ihn zwar nicht töten - Arvon war sicher, dass Zastron das selbst zu erledigen gedachte - aber er würde sie gewiss nicht daran hindern, ihn ein wenig für die Unannehmlichkeiten zu bestrafen, die sie seinetwegen hatten erdulden müssen.

Arvon wurde klar, dass er mehr als einmal ziemliches Glück gehabt hatte. Er hatte regelmäßig die Stadt aufgesucht und hatte dabei nach wenigen Tagen bereits jede Vorsicht fahren lassen. Er war wie auf einem Silbertablett offen durch das südliche Stadttor hereinspaziert. Nicht auszudenken, wenn die Männer sich einfach irgendwo auf die Lauer gelegt und abgewartet hätten. Er wäre ihnen unter Garantie in die Falle getappt. Doch auf diese Idee waren die Männer - wahrscheinlich

gehörten sie zu den Söldnern, die Arvon und Hanna aus ihrem Versteck im Brunnen gesehen hatten – anscheinend nicht gekommen.

Arvon fragte sich ohnehin, wie sich jemand überhaupt mit den sieben Reitern einlassen konnte. Er war sicher, dass man Zastron und seinen Kriegern kein Stück weit über den Weg trauen konnte. Was konnte einen Mann mit gesundem Verstand nur dazu bewegen, sich auf einen solchen Pakt mit dem Teufel einzulassen?

Arvon hörte Hufschläge, die sich entfernten. Er spitzte die Ohren und lauschte, konnte aber sonst nichts hören, was darauf hindeutete, dass noch jemand in der Stadt geblieben war. Dennoch wagte er sich nicht nach draußen, und er setzte sich stattdessen neben das Bett, um abzuwarten, bis er sicher war, dass niemand mehr in der Stadt war.

Kapitel 5

Hanna saß mit dem Rücken gegen den Fels gelehnt. Sie versuchte zu dösen, doch es wollte ihr nicht so recht gelingen. Ihre Gedanken rasten und sie hoffte, dass Arvon bald zurückkam. Sie fühlte sich allein und auf sonderbare Weise hilflos. Es war nicht das Alleinsein an sich; das ertrug sie für gewöhnlich. Zumindest hatte sie es ertragen, als ihre Mutter noch am Leben gewesen war.

Sie hatte nie besonders viele Freunde in der Stadt gehabt. Obwohl sie mit den anderen Kindern gespielt hatte. Doch oft genug war sie sich auch selbst ihre liebste Gesellschaft und sie hatte es vorgezogen, allein die Gänge unter der Stadt zu erkunden. Oder von unterhalb des Brunnens das Treiben auf dem Marktplatz zu beobachten.

Nie hatte sie irgendjemandem von dem Zugang erzählt. Das war ihr kleines Geheimnis gewesen. Ihr Rückzugsort. Ihre Insel. Und die Einsamkeit in den Gängen hatte ihr überhaupt nichts ausgemacht. Solange sie wusste, dass sie Gesellschaft haben *konnte*, wenn sie das denn wollte. Selbst die Ratten und Mäuse, die in den dunklen Gängen herumkrochen, hatten sie nicht gestört oder ihr Angst gemacht. Spätestens die Aussicht, am Abend nach Hause zu ihrer Mutter zu kommen, hatte das Gefühl der Einsamkeit zu etwas Willkommenem gemacht. Etwas, das ihr allein gehört hatte.

Doch jetzt war alles anders. Es gab keinen Ort mehr, an den sie zurückkehren konnte, wenn sie keine Lust mehr hatte, allein zu sein. Es gab niemanden, der auf sie wartete. Sie hatte nur noch Arvon, den sie im Grunde genommen jedoch ebenso wenig kannte wie überhaupt irgendeinen Fremden.

Doch Arvon hatte sich um sie gekümmert. Hatte für sie gejagt, hatte sie getröstet, mit ihr geredet, ihr Essen gebracht und alles für sie getan, damit sie sich besser fühlte. Und sie *fühlte* sich besser. Wenn er da war und sie ihn in seiner Nähe wusste. Dann - und davon war sie in ihrem tiefsten Innern überzeugt - war sie sicher. Dann konnte ihr nichts passieren. Obwohl Arvon kaum älter war als sie selbst. Sie *spürte* einfach, dass sie bei ihm sicher war. Sie fühlte sich auf eine sonderbare Weise von ihm behütet.

Und nun hatte er sie allein gelassen. Nicht zum ersten Mal, das stimmte schon. Aber doch so lange wie noch nie. Arvon war seit fast drei Stunden weg und er würde sicherlich noch länger fortbleiben. Hanna fragte sich unentwegt, wann er wohl wiederkäme, um ihr das Gefühl der Geborgenheit zurückzugeben, das er mit in die Stadt genommen hatte. Sie versuchte, die Gedanken beiseitezuschieben.

Immerhin war sie hier doch ebenso gut geschützt. Sie musste nur durch den Felsspalt gehen und den Mechanismus betätigen. Und schon war sie in ihrem Tunnelsystem, in dem sie sich zurecht fand wie in ihrer Satteltasche. Dort würde sie ohne weiteres dösen können, das wusste sie. Denn dort fühlte sie sich – trotz der dunklen Schwärze, die darin herrschte - ebenso sicher wie an Arvons Seite.

Sie überlegte kurz, ob sie dem inneren Impuls nachgeben sollte, entschied sich dann aber dagegen. Der Tag war einfach zu angenehm, um ihn in nachtschwarzen Gängen zu verbringen, wo die Luft abgestanden war und modrig roch.

Sie wischte sich eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht, die der Wind dorthin geweht hatte, und schloss die Augen, um den Geräuschen des Waldes zu lauschen. Hanna liebte das Gezwitscher der Vögel, das Rascheln der Blätter, wenn der Wind sie umschmeichelte und sie darin zittern ließ wie die Wogen eines Sees. Sie hörte das Klappern eines Spechtes, der in beständigem Rhythmus gegen einen Baum hämmerte – *ratt-tatt-tatt-tatt* – und sich nur gelegentlich zu einer kurzen

Pause hinreißen ließ.

Der Frühling rückte immer näher. Hanna horchte auf. Waren da Schritte? Sie setzte sich auf und lauschte noch etwas angestrengter. Doch das Geräusch, das sie zu hören geglaubt hatte, wiederholte sich nicht. Dennoch war Hanna alarmiert. Sie wagte weder, sich zu bewegen, noch, zu atmen.

Nun war sie doch wieder sicher gewesen, dass sie etwas gehört hatte. Ein Knacken, als wenn jemand auf einen trockenen Ast getreten wäre. Ob Arvon zurückkam? Bei dem Gedanken stieg ein Gefühl von Wärme in ihrer Magengrube auf, das sich in ihr ausbreitete, und das Gefühl der Geborgenheit drohte, sie einzuhüllen. Doch da war auch die andere Stimme in einem Teil ihres Verstandes. Die Stimme, die permanent eine laut widerhallende Alarmglocke schlug und sie antrieb, schnellstmöglich in die Nische im Fels zu flüchten. Normalerweise war auf diese innere Stimme verlass. Und meist hörte sie auf ebendiese Stimme. Sie konnte nicht einmal sagen, warum sie sie ausgerechnet dieses Mal ignorierte. Doch sie bereute es schon im nächsten Augenblick bitter. Als sie sich ihres Fehlers bewusst wurde, war es längst zu spät. Hinter ihr erklang eine laute Stimme, die beinahe in einem fröhlichen Plauderton sprach.

»Jetzt sieh sich mal einer an, was wir hier haben.«

Kapitel 6

Der Weg stieg an. Das war anfangs noch erträglich gewesen. Es hatte sogar einen Nutzen gehabt, konnte sie es doch als gute Übung sehen, um das Laufen ohne Krücken noch weiter zu verbessern. Doch der Weg hörte nicht mehr auf, anzusteigen. Und mit der Zeit wurde ihr die Hopserei auf nur einem Bein und ohne ihre Krücken zur Qual. Anne bereute es mit jedem halben Schritt, mit jedem unbeholfenen Hopsier mehr, dass sie nicht auf Milos gehört hatte und mit ihm in die Stadt gegangen war, die er hatte aufsuchen wollen.

Wenigstens hatte er Wort gehalten. Obwohl es nicht in seiner Richtung lag, hatte er sie fast drei Tage auf ihrem Weg nach Süden begleitet. Er war ein angenehmer Reisegefährte gewesen. Humorvoll, aber auch hilfsbereit, ohne ihr das Gefühl zu geben, dass er sie bemitleidete. Er hatte ihr jeden Wunsch - ausgesprochen oder nicht - von den Lippen abgelesen. Hatte sie gestützt, wenn sie nicht mehr konnte, sie jedoch allein laufen lassen, wenn er es ihr zugetraut hatte. Und er hatte sie in keiner Sekunde bedrängt. Er hatte für sie gejagt und das Fleisch hatte er getrocknet und gepökelt. Gott allein wusste, woher er das Salz dazu hatte.

Sie vermutete, dass er es gestohlen hatte, als sie in der Nähe eines Dorfes ihr Lager aufgeschlagen hatten und er sich zum Jagen davongemacht hatte. Zurückgekehrt war er nicht nur mit einem erlegten Reh und dem Salz, sondern noch dazu mit zwei anmutigen Pferden. Anne hatte sich jedoch geweigert, auf eines der Pferde zu steigen. Zumindest, wenn diese gestohlen waren.

»Du kränkst mich, Anne von Birmingham. Ich habe seit dreiundzwanzig Jahren nichts mehr an mich genommen, was ich nicht auf ehrliche Weise oder durch die Großzügigkeit anderer erhalten habe.«

Sie hatte ihm das nicht abgenommen und so hatte sie sich auch weiterhin strikt geweigert, das Pferd zu reiten, das er ihr zugedacht hatte. Und keine seiner Beteuerungen hatte sie ernst genommen, obwohl er ihr ehrlich erschienen war.

Irgendwann hatte er seine Versuche aufgegeben, sie zu überzeugen. Er war ins Dorf zurück geritten und hatte sowohl die Tiere als auch das Salz wieder zurückgebracht.

Noch etwas, das sie in diesem Moment bitter bereute. Was gäbe sie jetzt dafür, eines der Pferde unter sich zu wissen. Sie würde glatt einen Pakt mit dem Teufel schließen und ihre Seele hergeben. Doch es war zu spät.

Nach drei Tagen waren sie auf eine andere Gruppe Reisender getroffen. Milos hatte, nachdem er eingehend mit den Leuten gesprochen hatte, Anne in ihre Obhut gegeben.

Er war nach Adramil aufgebrochen, um dort über die Ereignisse in Drel zu berichten. Die Familie, mit der sie weitergezogen war, bestand aus einem ältlichen Greis, seiner mindestens dreißig Jahre jüngeren Frau, zwei erwachsenen Söhnen und einer sechsjährigen Tochter.

Anne hatte sich kaum vorstellen können, dass der alte Knacker dieses bildhübsche Mädchen gezeugt haben sollte. Doch sie behielt ihre Gedanken geflissentlich für sich. Wenn der Kerl nicht schon von sich aus darauf gekommen war, warum sollte *sie* dann schlafende Hunde wecken und Zwietracht säen? Immerhin nahmen sie Anne mit. Noch dazu hatten sie sie auf ihrem Karren sitzen lassen, der von einem klapprigen Gaul gezogen worden war.

Im Gegenzug hatte Anne ihr gesamtes Fleisch mit der Familie geteilt. Die Vorstellung, die Vorräte könnten einige Tage reichen, hatte sich nach zwei Tagen bereits in ein Luftschloss verwandelt. Zwar hatten auch die Leute ihren Proviant

mit ihr geteilt, doch nach drei Tagen hatte die Familie eine andere Richtung eingeschlagen.

Anne war allein weitergezogen, ohne dass sie noch irgendetwas Essbares mit sich führte. Die Reisenden hatten ihr erklärt, wo sich in der Nähe ein weiteres Dorf befand, in dem sie ihre Vorräte aufstocken oder sich ein wenig ausruhen konnte. Annes Dilemma war, dass sie keinen müden Copper hatte, um irgendetwas zu kaufen. Und wie ein Schnorrer um Almosen zu betteln, war ihr zutiefst zuwider.

Seit sie ihre Eltern verlassen hatte, hatte Anne nicht nur sich selbst durchgeschlagen, sondern sich auch um Arvon gekümmert. Sie hatte lange Zeit von der Hand in den Mund gelebt. Mehr als einmal hatte sie selbst über Tage kaum etwas gegessen, nur damit Arvon genug hatte. Und sie hatten es immer geschafft, sich einigermaßen zu versorgen.

Pater Francis hatte einen großen Anteil daran gehabt. Und sie hatte es auch nicht geschmäht, wenn er oder jemand anders in der Gemeinde ihr etwas gebracht hatte, als Geschenk oder kleine Zuwendung.

Doch sie hatte nie jemanden selbst um etwas gebeten. Und sie würde jetzt nicht damit anfangen. Es würde sich schon was finden. Selbst für jemanden, der nicht in der Lage war, alleine zu jagen. Hätte sie einen Bogen gehabt, wäre es ihr vielleicht möglich gewesen. Sie hatte sich im Umgang mit dem Bogen ganz ordentlich entwickelt, trotz ihrer Behinderung.

So würde sie mit Dingen vorliebnehmen müssen, die sie auf ihrem Weg fand. Früchte, oder Nüsse, oder irgendwelche Beeren ... wer wusste schon, was das Schicksal für sie bereithielt?

Anne sah es positiv. Das versuchte sie meistens. Sie würde schon nicht verhungern. Jetzt hatte sie ohnehin andere Probleme, wie ihr beim Blick auf den zwar langsam, aber immer noch stetig weiter ansteigenden Weg bewusst wurde. Ihr Bein würde nicht mehr lange durchhalten. Es pochte jetzt schon überall, war ein einziges, herzschlagartiges Klopfen. Anne glaubte, so ziemlich jeden einzelnen Muskel darin zu spüren.

Wieder wünschte sie, sie hätte das Pferd angenommen. Gestohlen oder nicht, es war ihr mittlerweile egal. Zumindest wollte sie, sie hätte ihre Krücken, damit sie das Bein entlasten konnte. Und so sehr es sie auch drängte, möglichst weit zu kommen und es näher an ihr Ziel zu schaffen, so sehr wusste sie auch, dass es keinen Sinn hatte, noch lange weiterzugehen.

Wenn sie nicht wenigstens eine kleine Rast machte, würde sie zusammenbrechen. Also hielt sie an und sah sich in der Gegend um. Im Westen, wo die ersten Ausläufer eines scheinbar riesigen Waldes begannen, entdeckte sie eine Hütte. Oder zumindest etwas, das einst eine Hütte gewesen sein mochte, denn das Gebäude kam ihr aus der Ferne erschreckend verwahrlost vor.

Doch immerhin würde es vorübergehend ein Dach über dem Kopf bieten und vielleicht auch ein Bett oder zumindest eine Sitzgelegenheit, auf der sie verschnaufen konnte. Es war ein gutes Stück bis zu der Hütte, doch der Weg dorthin war zumindest halbwegs eben und grasbewachsen und das allein war für Anne Grund genug, diesen Umweg in Kauf zu nehmen.

Die Hütte war noch verwahrloster, als Anne aus der Ferne vermutet hatte. Sie bestand hauptsächlich aus altem, modrigen Holz. Anne vermutete, dass eine ganze Armee von Holzwürmern in den rissigen Balken hauste, die von außen mit Grünspan und Moos bedeckt waren. Das Dach war aus Stroh und Anne konnte bereits von außen riechen, dass es faulig und feucht war. Doch immerhin schien es

einigermaßen dicht zu sein. Ein niedriger Holzzaun umrahmte das kleine Gebäude. Anne sah sich auf dem Grundstück um.

Neben der Hütte stand ein uralter wirkender Mühlstein, der seine besten Tage wohl schon vor annähernd dreihundert Jahren hinter sich hatte. Er wirkte schäbig und schmutzig und Anne vermutete, dass er seit Jahren nicht benutzt worden war.

Ein alter Trog mit Wasser stand in der Ecke direkt am Zaun. Anne betrachtete das Wasser darin. Es roch nicht und schien sogar einigermaßen frisch zu sein. Anne vermutete, dass der Trog sich mit Regenwasser gefüllt hatte (aber hatte es überhaupt geregnet in den letzten Tagen?).

Eine verwitterte, alte Axt steckte in einem abgenutzten Holzblock, deren Griff beinahe anklagend auf sie gerichtet war. Als tadelte die Axt sie für ihr ungebetenes Erscheinen. Anne schüttelte den Gedanken ab und wandte sich noch einmal dem Mühlstein neben der Hütte zu. Unterhalb der beiden Mühlsteine war eine Art Trichter angebracht, der zu einem ausufernd großen Behälter führte.

Eine solche Konstruktion hatte Anne noch nie gesehen. Sie beugte sich über den Trichter. Im Gegensatz zu den Steinen schienen der Trichter und auch der Kessel darunter sehr sauber, beinahe penibel gereinigt worden zu sein. Beide wirkten überhaupt nicht wie seit Jahren unbenutzt, sondern waren im Gegenteil mit viel Sorgfalt gepflegt und mit geradezu pedantischer Gründlichkeit gesäubert worden.

Anne fragte sich, ob die Hütte wirklich so verlassen war, wie es auf den ersten Blick schien. Etwas glitzerte auf dem Grund des Behälters. Anne beugte sich über den Rand, um besser sehen zu können.

Das sieht beinahe aus wie...

Sie beugte sich etwas weiter über das Behältnis und versuchte, am Trichter vorbei hineinzugreifen, doch es gelang ihr nicht, den Boden zu erreichen. Nach zwei Versuchen gab sie es wieder auf. Sie sah sich das gesamte Konstrukt noch etwas genauer an, suchte den Behälter nach einer Klappe oder einer anderen Öffnung ab. Sie wurde schließlich auf der anderen Seite des Mühlsteins fündig.

Die Klappe war so groß, dass sie sich über die gesamte Fläche der Rückseite erstreckte. Die ganze Konstruktion wirkte auf Anne wie ein riesiger Backofen. Als könne man, nachdem das Mehl durch den Trichter in den Behälter gefallen war, sofort ein Brot darin backen. Der Gedanke kam Anne so absurd vor, dass sie darüber schmunzeln musste.

Was für ein Blödsinn. Schließlich brauchte man zum Brot backen ja nicht nur Mehl, sondern auch andere Zutaten. Und überhaupt, wie sollte diese Gerätschaft etwas backen *können*, wenn es nicht mal eine Luke für Brennholz gab?

Immer noch lächelnd machte Anne sich daran, die Klappe zu öffnen. Der Riegel ließ sich ohne jedes Geräusch zur Seite schieben. Auch die Scharniere waren so gut in Schuss, dass die Klappe sich ohne einen Laut öffnen ließ.

Das ist doch...

Anne kniete sich hin, um einen Blick in den Behälter zu werfen. Sie entdeckte überhaupt keine Überreste von Mehl darin. Stattdessen sah sie ein paar Brotkrumen und in der hinteren Ecke eine Münze schimmern. Sie kroch in das Behältnis und musste unweigerlich an Hänsel und Gretel denken, die die alte Hexe überlisteten und sie dazu brachten, selbst in den Ofen zu steigen.

(Altes Mütterlein! Zeig mir doch, wie ich es machen soll, dann will ich's tun.)

Anne lächelte bei dem Gedanken an das Märchen. Sie griff nach der polierten Münze und kroch wieder aus dem Behälter (*dem Ofen*) heraus. Sie betrachtete das Geldstück, hielt es gegen das Licht und besah sich die Oberfläche etwas genauer,

konnte jedoch nichts Auffälliges daran entdecken. Es war eine ardanische Krone, wie sie sie auch schon bei Dori und Kashtan gesehen hatte. Anne fragte sich, wie die Münze in den Behälter gelangt war.

Sie steckte das Geldstück gedankenverloren ein und schloss die Klappe wieder. Dann schritt sie um das Haus herum und trat zur Tür.

Einem inneren Impuls folgend klopfte sie, was ihr jedoch vollkommen unsinnig erschien. Immerhin war sie die ganze Zeit um das Häuschen geschlichen. Wäre jemand hier gewesen, hätte er sie nicht nur längst bemerkt, sondern mit großer Wahrscheinlichkeit auch überrascht. Trotzdem klopfte sie ein weiteres Mal an.

»Hallo? Ist jemand da?«

Das war fast ebenso absurd wie das Klopfen selbst. Doch seit sie die Konstruktion mit dem Mühlstein gesehen hatte, war sie alles andere als sicher, dass diese Hütte wirklich verlassen war, so verfallen sie ihr auch erscheinen mochte.

Sie klopfte sogar noch ein Drittes Mal, bevor sie sich endlich traute, ihre Hand auf den Türgriff zu legen und ihn herabzudrücken. Die Tür glitt mit einem lauten Knarren auf, bei dem Anne erschrocken zusammenfuhr. Im gleichen Maß, wie der Mühlstein und die Trichterkonstruktion darunter gepflegt worden waren, war die Hütte scheinbar vernachlässigt worden. Sie drückte die ächzende Tür ganz auf und betrat die Hütte.

Sie war ordentlicher, als Anne auf den ersten Blick vermutet hatte. Rechts von der Tür stand ein sorgsam gemachtes Bett. In der hinteren rechten Ecke standen, dem Bett gegenüber, ein Tisch und ein paar Holzstühle. Anne stockte der Atem.

Auf dem Tisch entdeckte sie zu ihrem Erstaunen ein Brett, auf dem sich ein Laib Brot und ein großes Stück Käse befanden. Links davon standen ein Krug und ein Becher aus Ton.

Das allein war schon merkwürdig. Doch das war nicht der Grund für Annes Schreck gewesen. Es war das, was sich *neben* dem Tisch befand. Dort waren, zwischen einem Stuhl und einer kleinen Kommode mit einem roten Tuch, auf der ein Kerzenhalter und eine Schale mit Früchten standen, zwei glatt polierte Krücken aus Holz.

Nein. Nicht einfach irgendwelche Krücken, wie Anne feststellte, nachdem sie rüber gehüpft und die beiden Gehstöcke genauestens betrachtet hatte. Diese Krücken sahen nicht nur aus wie ihre Krücken. Das *waren* ihre Krücken und Annes Gedanken schlugen Purzelbäume.

Wie war das möglich? Wo kamen die beiden Stöcke her? Sahen sie ihren vielleicht doch einfach nur zum Verwechseln ähnlich?

Nein. Jemand hatte gewusst, dass sie hier vorbei kommen würde und sie absichtlich dort gelassen.

Sei nicht albern, schalt sie der Teil ihres Verstandes, der noch immer versuchte, der Vernunft zu folgen. *Das ist doch völliger Blödsinn. Wer sollte wissen, dass du kommst?*

Und doch – alles wirkte arrangiert. Die Krücken, das Obst, der Tisch. Als hätte sie tatsächlich jemand erwartet.

Sie wandte den Blick von den beiden Krücken ab (*ihren* Krücken) und sah zum Tisch. Ein Messer steckte in dem Käsestück, dessen hölzerner Griff, wie schon die Axt draußen, auf sie gerichtet war. Diesmal allerdings nicht anklagend oder tadelnd, sondern vielmehr ... einladend. Auffordernd.

Komm. Bitte, bedien dich. Sei mein Gast, Anne.

Doch *wessen* Gast? Wieder begannen ihre Gedanken zu rasen. Ihre Hand

wanderte zu dem Brot, das neben dem Käse auf dem Brett lag.

Unmöglich. Völlig unmöglich.

Das Brot war warm. Als wäre es frisch gebacken worden, kurz bevor sie hierher gekommen war. Wieder versuchte ihr Verstand, ihr einzureden, wie unsinnig und irrational das alles war. Doch ihr knurrender Magen bewog sie schließlich dazu, sich auf die Sache einzulassen.

Sie zog den Stuhl zurück, wobei sie sich an der Tischkante abstützte, und ließ sich schwerfällig auf ein mit Daunen gefülltes Sitzkissen niedersinken. Anne seufzte vor Erleichterung, als sie ihr Bein endlich entlasten konnte. Sie genoss den Moment, als sie sich mit dem Rücken an die leicht gewölbte Ausbuchtung lehnte, an die er sich anpasste, als wäre auch dieser Stuhl nur für sie gemacht worden.

Es war himmlisch. Anne blieb eine Zeitlang einfach sitzen und genoss die Woge der Entspannung, die bereits begann, sich wie ein warmer Lavastrom in ihr auszubreiten.

Schließlich griff sie nach dem Messer und machte sich daran, zunächst ein großes Stück Brot abzuschneiden. Es war knusprig und duftete ausgezeichnet und wieder fühlte sie sich wie im Märchen. Nur, dass es diesmal nicht Hänsel und Gretel war, sondern das von Schneewittchen.

(Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?)

Sie schnitt sich auch etwas Käse ab und steckte sich beides hastig in den Mund. Sie hörte das Krachen der Kruste, als sie mit den Zähnen darauf biss und ein Gefühl der Wonne überkam sie beim Geschmack des warmen Brotes, das mit dem Käse eine wundervolle Ehe einging.

Anne hob den Krug und schwenkte ihn leicht hin und her, doch sie wäre auch so jede Wette eingegangen, dass er mit kühlem, klarem Wasser gefüllt war.

Er *war* gefüllt. Sie füllte den Becher, der neben dem Krug bereitstand, stellte fest, dass es kein Wasser, sondern rosafarbener Wein war, der einen fruchtigen Duft verströmte. Anne hob den Becher und nahm einen kleinen, genüsslichen Schluck von dem Wein.

(Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?)

Er schmeckte hervorragend. Leicht süßlich und überhaupt nicht stark und Anne trank den Becher schließlich in einem einzigen Zug aus und griff, noch während sie ihn an ihre Lippen hielt, bereits wieder nach dem Krug. Sie füllte den Becher von Neuem auf und trank erneut, diesmal genüsslicher und in kleineren Schlucken. Sie ließ sich den Geschmack auf der Zunge zergehen, während sie eine weitere Scheibe Brot und etwas Käse abschnitt. Sie hörte erst auf, als nur noch ein Rest von dem Brot und ein kleines Stück Käse übrig waren.

Und obwohl sie den ganzen Weinkrug innerhalb weniger Minuten geleert hatte, fühlte sie sich ausgezeichnet. Überhaupt nicht so, wie sie sich nach einer Karaffe Wein eigentlich fühlen sollte. Sie wandte sich der Kommode zu und griff in die Obstschale, holte einen rosafarbenen Apfel heraus und biss herzhaft hinein, sodass der Saft an ihrem Kinn hinab lief. Sie aß noch zwei weitere Äpfel und auch ein paar Trauben und schließlich fühlte Anne sich satt und zufrieden.

Ein Gefühl von Müdigkeit breitete sich in ihr aus, drohte, ihren ganzen Körper in Geiselschaft zu nehmen. Sehnsüchtig blickte sie zu dem Bett. Sie stutzte.

War die Decke vorher schon zurückgezogen gewesen? Sie dachte nach, konnte sich jedoch überhaupt nicht mehr erinnern, wie das Bett ausgesehen hatte, als sie die Hütte betreten hatte. Sie vermutete, dass ihr Gehirn ihr einen Streich spielte, und wischte die Gedanken beiseite. Vermutlich war sie zu müde, um noch irgendetwas klar zu sehen. Und doch ... es wirkte so einladend ... Anne konnte es

rufen hören.

Komm, Anne. Leg dich hin. Ruh dich aus.

Sie richtete sich fast automatisch auf und griff nach den Krücken, die an der Wand lehnten. Sie fühlten sich genauso an wie ihre Eigenen

(verdammt, es *waren* ihre eigenen)

und Anne stützte sich darauf und lief zu dem rufenden Bett. Sie setzte sich zaghaft auf die Kante. Es war himmlisch weich. Anne zog sich den Stiefel aus und massierte ihren Fuß, der so dankbar über die Entlastung aufschrie, als hätte er tagelang nichts anderes getan als zu laufen und zu hüpfen und Annes Gewicht den Pfad hinaufzutragen. Wahrscheinlich war es auch genauso gewesen.

Jetzt, wo Anne darüber nachdachte, fragte sie sich wirklich, ob sie in den letzten Tagen überhaupt eine Pause gemacht hatte. Abgesehen von den Nächten, die sie auf kaltem Stein verbracht hatte, in Felsspalten oder unter offenem Himmel. Gott sei dank wurden die Nächte in letzter Zeit wieder etwas wärmer, wenn auch nicht so, dass man sie als angenehm empfinden konnte.

Sie befühlte die Matratze, auf der sie saß. Sie war so weich, dass Anne, als sie sich darauf legte, darin zu versinken glaubte wie in einem Ozean aus Daunen. Alles fiel mit einem Mal von ihr ab. Nicht einmal an Arvon dachte sie in diesem Moment der vollkommenen Glückseligkeit und Entspannung.

(Wer hat in meinem Bettchen geschlafen??)

Annes Augen wurden ihr so schwer, dass sie mit ihren Gedanken einschlief.

Kapitel 7

Kalt. Feucht. Schleimig. Aber gleichzeitig rau.

John wandte den Kopf zur Seite und verzog angewidert das Gesicht. Warum nur? Warum mussten ihn alle so sehr quälen? Da war es schon wieder. Dieses Gefühl der Kälte auf seinem Gesicht. Es kroch ihm über die rechte Wange wie eine Schnecke, grub sich in seinen Hals, wo es sich niederließ, bevor es schließlich wieder rau und feucht zugleich wurde. Der Gedanke an einen Vampir breitete sich in Johns Vorstellungen aus. Gab es in dieser Welt wohl Vampire? Und wenn ja, waren sie so blutrünstig wie in den Geschichten, die er gehört hatte?

Etwas sprang auf ihn, drückte auf seine Brust, als wolle ihm jemand die Luft abschnüren. Er fühlte etwas warmes, weiches auf seinem Gesicht und etwas Spitzes an seinen Lippen. John öffnete die Augen. Sein Mund war von einer riesigen Pranke bedeckt, deren Krallen sich in seine Nase und seine Oberlippe bohrten. Über seinem Gesicht erschien ein paar großer, dunkler Augen, das ihn traurig ansah. Darunter hing eine Zunge aus einem übel riechenden Maul herab, von der Speichel auf sein Gesicht tropfte.

John schreckte auf. Ein kurzer, spitzer Schrei entfuhr ihm, woraufhin die Bestie erschrocken winselnd von ihm runter sprang und mit einem lauten Geräusch auf dem Holzboden landete.

John richtete sich vollends auf und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Er wischte Speichel und Sabber von sich ab und seufzte angewidert. Dann betrachtete er das halbe Kalb, das auf dem Boden lag, sein Gesicht unter den Pfoten vergrub und ihn aus traurigen Hundeaugen ansah.

John blinzelte und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Er fühlte sich, als hätte er viel zu wenig geschlafen und sein Schädel begann sich wieder zu drehen wie ein Karussell auf einem Jahrmarkt. Der Schmerz brandete hinter seiner Stirn auf und er sank schließlich wieder stöhnend auf das Kissen zurück. Er hörte, wie die Tür sich knarrend öffnete und jemand – vermutlich Mila – die Hütte betrat.

»Armer John«, hörte er ihre helle Stimme, »hat Lupo dich geweckt?«

Er wandte den Kopf um, sah in Milas grüne Augen und schließlich zu dem Bündel, das ihn noch immer traurig vom Boden aus anstarrte.

»Das da ist Lupo?« Er deutete mit dem Kopf auf den Hund. »Dein *Freund*?«

Sie grinste ihn scheel von der Seite an. »Was hast *du* denn gedacht?«

Dann begann sie schallend zu lachen, so dass selbst Lupo erschrocken den Kopf hob und sie mit schief gelegtem Haupt ansah. Auch John brachte nun ein Lächeln auf sein Gesicht, das aufgrund seiner Kopfschmerzen zwar gezwungen war, welches jedoch von Herzen kam. Milas Lachen klang so schön und unbekümmert, dass er gar nicht anders konnte.

»Das Essen ist bald fertig«, sagte Mila, nachdem sie sich beruhigt hatte. »Ich bringe es dir, keine Sorge. Ist besser für dich, wenn du nicht aufstehst.«

Sie lächelte fürsorglich. John nickte und ließ sich erneut ins Kissen zurücksinken. Er fühlte sich auch nicht wirklich in der Lage, aufzustehen und Milas übellauniger Mutter zu begegnen. Er wollte sich erholen und dann schnellstmöglich von hier weg. Er wusste im Augenblick nicht so recht, wohin, doch er hoffte, dass er sich an alles erinnern würde, wenn er sich nur ausreichend erholt hatte.

»Danke«, brachte er müde heraus, und er drohte bereits wieder in einen Dämmer Schlaf zu verfallen.

»Ist doch selbstverständlich«, hörte er sie noch sagen. »Ich habe den Fisch selbst gefangen. Hoffentlich schmeckt er dir.«

»Mhm«, machte John, bevor er endgültig wieder in den Schlaf sank.

Kapitel 8

Arvon erwachte aus einem unruhigen Schlaf. Er schlug die Augen auf und wusste im ersten Moment nicht, wo er sich befand. Schließlich fiel es ihm ein.

Drel. Das Haus, in dem er sich versteckt hatte. Er lehnte mit dem Rücken gegen eine Wand, fühlte sich wie gerädert und spürte ein Kribbeln, das von den Füßen bis in seine Hüften zog. Scheinbar war nicht nur er, sondern auch seine Beine eingeschlafen. Arvon stützte sich etwas umständlich vom Boden ab und schüttelte sie, um das Blut zum Zirkulieren zu bringen.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er die wohlige Wärme spürte, die langsam in seine Glieder zurückkehrte. Arvon drehte sich vorsichtig um und griff sich mit der Hand an die Seiten. Verwundert zog er die beiden Dolche hervor, die in seinem Hosenbund steckten. Er betrachtete sie eine ganze Weile nachdenklich, bis ihm wieder einfiel, warum sie dort waren. Langsam dämmerte es ihm, und die Erinnerung kehrte zurück. Er hatte hier ausgeharrt, bis die Söldner die Stadt wieder verlassen hatten, und war anscheinend darüber eingenickt.

Er stellte sich vorsichtig auf und schüttelte noch einige Sekunden lang seine Beine aus, bis das Kribbeln endgültig aufhörte und er wieder bequem stehen konnte. Er sah sich um. Der Raum war in behagliches Halbdunkel getaucht, in dem er die Schemen der wenigen Möbel erkannte, die sich darin befanden. Arvon wurde schlagartig klar, dass die Sonne bereits untergegangen war.

Er dachte an Hanna. Sie war sicher krank vor Sorge und hatte sich längst in den Gang zurückgezogen. Wenn sie nicht schon in der Stadt war, um nach ihm zu suchen. Er musste zu ihr.

Arvon machte auf dem Absatz kehrt und stieß im Gehen gegen etwas am Boden. Ein Klimpern ertönte. Arvon beugte sich schwerfällig herab und tastete den Boden mit der Hand ab, bis er den Sack mit den Münzen fand, den er neben sich gelegt hatte. Er nahm ihn an sich und machte sich auf den Weg durch den angrenzenden Raum nach draußen.

Es war scheinbar doch nicht so spät, wie er zunächst angenommen hatte. Die Sonne war zwar tatsächlich untergegangen, die unzähligen Sterne jedoch waren noch nicht in ihrer vollen Pracht zu sehen. Die Sonne musste erst vor einigen Minuten völlig verschwunden sein. Arvon wandte sich nach rechts und begann, die Straße entlang zu laufen, die er vor so vielen Stunden genommen hatte, und er machte sich eilig auf den Weg zum südlichen Stadttor. Etwas stoppte ihn im letzten Moment.

War es ein Geräusch? Ein Gedanke? Oder einfach nur eine innere Eingebung, die ihn abrupt anhalten und aufhorchen ließ? Es war ihm nicht klar, doch er hatte sich nicht getäuscht. Da war tatsächlich ein Laut. Ein Knurren, oder ein Gurren, gefolgt von einem Schmatzlaut, der so nah klang, dass Arvon fast das Blut in den Adern gefror. Was machte bloß derartige Geräusche? Arvon beantwortete sich die Frage bereits im selben Moment.

Leichenfresser.

Ein Scharren ertönte. Arvons Nackenhaare richteten sich auf. Kalter Schweiß lief ihm über die Stirn und er tastete nach dem Schwert an seiner Seite. Vielleicht schaffte er es ja unentdeckt aus der Stadt? Er lief weiter, versuchte, möglichst kein Geräusch zu verursachen, und schlich auf Zehenspitzen an der Häuserwand entlang, bis er die Ecke erreichte, die zur Hauptstraße führte.

Anscheinend hatten die Reiter, die am Vortag in der Stadt gewesen waren, nicht alle Ghule getötet. Arvon war sich alles andere als sicher, dass die Leichenfresser

nicht auch mit lebenden Alternativen vorliebnahmen, wenn sie die Gelegenheit bekamen. Er lugte um die Häuserecke. Nichts. Er sah auf den Marktplatz und Arvon fiel erst jetzt auf, wie weit er sich vom Stadttor entfernt hatte, als er die Häuser durchsucht hatte.

Links die Straße runter konnte Arvon den *fetten Wargen* erkennen. Oder das, was davon übrig geblieben war. Ihm wurde schmerzlich bewusst, dass es von hier aus noch mindestens fünfhundert Yards bis zum Südtor waren. Arvon überlegte, umzukehren und durch dieselben Gassen zu gehen, durch die er gekommen war. Er ließ den Gedanken fahren. Die Hauptstraße war die kürzeste Verbindung zwischen Marktplatz und Stadttor. Arvon wollte Hanna nicht noch länger warten lassen und ein Risiko, gesehen zu werden, bestand dort genauso wie hier.

Also betrat Arvon die Hauptstraße und schlich weiter an den Häuserwänden entlang. Das rostige Metallschild, das an der Vorderseite des *fetten Wargen* schaukelte, verursachte ein leises, langgezogenes Quietschen, das Arvon erst in der Stille der verlassenen Stadt so richtig bewusst wurde. Er fuhr mehr als einmal erschrocken zusammen, während er seinen Rücken gegen die Wand des Gasthauses drückte.

Er lauschte. Das Knurren und Scharren war noch immer zu hören, doch wurden die Geräusche durch die menschenleeren Gassen verstärkt und verzerrt, so dass Arvon nicht erkannte, aus welcher Richtung sie kamen. Die Dunkelheit begann, über Drel hereinzubrechen, drohte, die Stadt zu verschlucken wie das Meer einst das sagenumwobene Atlantis verschlungen hatte. Arvon wollte so schnell wie möglich wieder in der sicheren Umgebung der Felsspalte sein.

So lange war er noch nie allein in der Stadt gewesen. In der Stille der hereinbrechenden Nacht wurde jedes noch so harmlose Geräusch verstärkt und aus sämtlichen Richtungen zurückgeworfen. Arvon fuhr ein kalter Schauer über den Rücken. Er sah sich eilig um, zwang sich, die Häuserecke, an der er noch immer schwer atmend lehnte, zu verlassen und schlich weiter die Straße entlang. In der Ferne zeichnete sich bereits das Stadttor ab, dunkel und bedrohlich. Noch bildete es einen minimalen Kontrast zum immer dunkler werdenden Abendhimmel. Doch schon bald würde die Nacht beides in völlige Schwärze hüllen.

Etwas kreischte auf. Arvon fuhr so erschrocken herum, dass er das Gleichgewicht verlor und auf dem harten Boden landete. Der Beutel mit den Münzen fiel neben ihn. Obwohl nur ein paar Geldstücke aus dem Säckchen glitten und auf dem steinernen Boden umher rollten, hallten die Geräusche laut in der Nacht wider.

Arvon horchte auf. Das Knurren war beunruhigender Stille gewichen, die kurz darauf durch den Klang von Schritten ersetzt wurden. Schritte, die sich näherten.

Arvon sprang mit einem Satz auf die Füße und langte nach dem Säckchen, ohne sich um die herausgefallenen Münzen zu kümmern. Er rannte los, versuchte umständlich, den Beutel im Laufen an seinem Gurt zu befestigen und zog, nachdem er das geschafft hatte, sein Schwert aus der Scheide.

Er verlor erneut fast das Gleichgewicht, hielt sich jedoch im letzten Moment stolpernd auf den Beinen. Hinter ihm ertönte ein Schmatzen. Arvon wagte einen Blick über seine Schulter, konnte jedoch nur einen übermenschlich großen Schemen erkennen, der ihm folgte. Das Tor schien sich mit jedem Schritt, den er lief, weiter von ihm zu entfernen.

Das war natürlich Unsinn. Dennoch kam es Arvon vor, als verhöhne ihn das von der Stadtmauer eingerahmte Gatter, das einem riesigen Schlund bei dieser Dunkelheit so unglaublich ähnlich wurde. Fast glaubte er, das monströse Maul würde im nächsten Moment zu lachen anfangen. Ein tiefes, gurgelndes Lachen, das

seine schlimmsten Albträume übertraf.

Er trat gegen etwas und verlor erneut das Gleichgewicht. Arvon fiel der Länge nach hin und rollte mehrmals auf dem staubigen Boden herum. Der Schemen in der Ferne war mit wenigen Sätzen bei ihm und baute sich vor ihm auf.

Der Ghul sah aus wie ein zu groß geratener Nacktmull, was ihm im ersten Augenblick den Schrecken nahm. Doch schließlich bleckte das Monster grimmig seine Zähne, von denen schleimiger Speichel herabtropfte und auf dem Boden landete. Arvon war zurück in der Realität.

Mit zitteriger Hand hob er das Schwert, das in seinen Augen auf einmal so winzig und nutzlos wirkte wie ein Zahnhölzchen, mit dem man ein Feuer entfachen wollte. Arvon ließ den Ghul keine Sekunde aus den Augen, der vor ihm in die Hocke ging und ihn mit wachsamem Blick betrachtete. Schließlich bleckte der Leichenfresser erneut die Zähne und stürzte sich mit einem lauten Brüllen auf ihn. Arvon warf sich zur Seite und konnte die Wucht des Aufpralls lindern. Eine der krallenbesetzten Pranken der Bestie traf ihn und grub sich in seinen Arm.

Arvon hörte den Stoff seines Hemdes reißen. Er schrie überrascht auf, als sich ein glühender Schmerz wie heißes Eisen in sein Fleisch bohrte. Dennoch gelang es ihm, sich aus der Drehung aufzurichten und einen Konter anzubringen. Er traf den Ghul an der Seite und hinterließ einen Schnitt in dessen nackter Haut.

Die Bestie stieß ein schmerzerfülltes Brüllen aus, war jedoch ebenso wie Arvon mit einem einzigen Satz wieder auf den Beinen. Sie warf sich ein weiteres Mal ohne Vorwarnung auf ihn. Arvon führte einen blitzschnellen Hieb mit dem Schwert aus. Er duckte sich unter dem Leichenfresser und drehte sich seitlich weg. Blut spritzte aus dem Schnitt. Auch aus der Wunde an der Seite des Ghuls trat dunkles, fast schwarz wirkendes Blut, das unregelmäßig auf den Boden tropfte. Diesmal brauchte das Monster etwas länger, um wieder auf die Beine zu kommen.

Arvon hätte die Gelegenheit nutzen sollen, so schnell wie möglich davon zu laufen und dabei so viel Abstand zwischen sich und den Leichenfresser zu bringen, wie nur irgend möglich. Doch seine Beine verweigerten ihm den Gehorsam. Aus irgendeinem Grund brachte er auch keinen weiteren Hieb an, so dass der Ghul sich in Ruhe aufrichten konnte. Die Bestie sah Arvon aus hasserfüllten Augen an und bleckte erneut grimmig die Zähne.

Arvon hob das Schwert wieder etwas höher, den nächsten Ansturm erwartend. Doch das Untier machte lediglich ein paar abwartende Schritte um ihn herum, ohne ihn dabei eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

Der Ghul griff in dem Moment an, als Arvon das Schwert ein wenig sinken ließ. Er warf sich mit einem Grunzen auf ihn. Arvon reagierte instinktiv. Er riss das Schwert hoch und milderte so die größte Wucht des Anpralls. Dennoch wurde er von einem Hieb am Bauch getroffen und von dem Leichenfresser gegen eine Häuserwand geworfen. Er schlug mit dem Rücken an und sank zu Boden. Einen Augenblick lang konnte er kaum atmen.

Arvon fühlte den Schmerz, den der Prankenhieb verursachte. Er sah benommen an sich herab. Die Striemen brannten wie Feuer auf seiner Haut. Sein Hemd färbte sich bereits rot, wo die Klaue des Ghuls den Stoff zerrissen hatte. Arvon musste seine ganze Willenskraft aufbringen, um nicht ohnmächtig zu werden. Er blinzelte die Tränen weg, die ihm beim Aufprall in die Augen getreten waren.

Der Ghul näherte sich, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Arvons Schwert war ihm beim Angriff der Kreatur aus der Hand geglitten und für ihn unerreichbar einige Schritte entfernt gelandet. Der Ghul stieß ein triumphierendes Brüllen aus. Er beugte sich ein wenig nach vorne, um zu einem letzten, tödlichen Sprung anzusetzen.

Arvon versuchte, sich an der Häuserwand hochzustemmen. Es gelang ihm nicht und er rutschte herab, als seine Beine nachgaben. Der Leichenfresser stürmte auf ihn zu. Er sprang im nächsten Moment mit einem lauten Brüllen los. Arvon zog einen der Dolche aus seinem Hosenbund. Er ließ sich zu Boden gleiten und riss den Dolch in die Höhe, rammte ihn dem Ghul in den Hals, als dieser genau über ihm landete.

Warmes Blut spritzte aus der Kehle des Untiers. Es ergoss sich in einem einzigen sturzbachartigen Schwall über Arvon, bevor dieser auch nur in der Lage war, zu reagieren. Ein Teil davon drang in Arvons geöffneten Mund, was unter anderen Umständen wohl augenblicklich Übelkeit in ihm verursacht hätte. Er schmeckte das widerliche Aroma des Blutes auf seiner Zunge. Ein erstickter Schrei entfuhr dem Leichenfresser, gefolgt von einem Grunzen und einem gurgelnden Geräusch. Schließlich erschlaffte die Bestie über Arvon, wobei sie drohte, ihn unter sich zu begraben.

Er drehte sich unter der Kreatur weg, schaffte es, sich rechtzeitig zur Seite zu rollen, bevor das gesamte Gewicht des Ghuls ihm die Luft aus den Lungen pressen konnte. Arvon rappelte sich auf, doch bereits im selben Moment gaben seine Beine nach. Er sank auf die Knie und erbrach sich neben dem Ghul, unter dem sich langsam eine dunkle Pfütze ausbreitete.

Es dauerte, bis er seine Nerven und seinen Magen wieder halbwegs unter Kontrolle hatte. Arvon versuchte, sich mit der Hand das Blut aus dem Gesicht zu wischen, was ihm nicht wirklich gelang. Der erste klare Gedanke, den er fassen konnte, war, dass er dringend ein Bad brauchte. Der Fluss war hierfür zwar am besten geeignet, doch Arvon wollte nicht durch die ganze Stadt zum nördlichen Stadttor laufen. Wer konnte schon wissen, ob der Ghul, den er erledigt hatte, wirklich der einzige war, der hier noch sein Unwesen trieb?

Der Brunnen am Marktplatz bot für Arvon das weitaus geringere Risiko. Er richtete sich schwerfällig auf, steckte den Dolch ein, den er aus dem Hals der Bestie gezogen hatte, und nahm sein Schwert auf. Er taumelte Richtung Markt. Die Striemen an seinem Arm und am Bauch brannten, als hätte ihn jemand mit glühendem Eisen gefoltert. Arvon hoffte nur, dass diese Biester keine Krankheiten übertrugen.

Glücklicherweise schien der Ghul tatsächlich der letzte Überlebende gewesen zu sein. Arvon hörte und sah auch nichts, was darauf hindeutete, dass sich weitere Monster in der Nähe befanden. Er erreichte den Brunnen mit den Schwertlilien, wusch sich ausgiebig Hände und Gesicht und zog schließlich auch das Hemd aus, um die Wunden am Bauch und am Oberarm zu säubern.

Obwohl die Kratzer brannten wie Feuer, schienen sie dennoch nichts mehr zu sein als eben genau das. Kratzer. Das Blut begann an den Rändern bereits zu trocknen. Er säuberte auch das Schwert und den Dolch und steckte beides wieder ein. Schließlich trank er noch einen ausgiebigen Schluck Wasser, bevor er sich wieder auf den Weg zum Südtor machte.

»Hanna?«

Arvon hatte den Weg fast in völliger Dunkelheit zurückgelegt. Zwar war er weder einem weiteren Ghul noch irgendeinem anderen wilden Tier begegnet, doch die Geräusche der Nacht hatten ihm eisige Schauer über den Rücken gejagt. In Gesellschaft der anderen und im Schein des Feuers, um das sie sonst gegessen und geschlafen hatten, waren ihm die Umgebungsgeräusche nicht so beängstigend vorgekommen.

Doch in völliger Dunkelheit und Einsamkeit wurde jedes Rascheln in den Blättern, jedes Zirpen, jeder Ruf eines Tieres zu einer gigantischen Bestie, die hinter dem nächsten Gebüsch lauerte.

Umso erleichterter war Arvon, als er den Felsspalt erreichte, den sie in den vergangenen Wochen als Unterkunft genutzt hatten. Hanna hatte kein Feuer gemacht, was ihm im ersten Moment komisch vorkam, bei näherem Nachsinnen jedoch logisch erschien.

Wahrscheinlich hatte sie sich allein nicht getraut. Oder sie hatte sich von Anfang an in dem Gang versteckt und dort in noch tieferer Schwärze darauf gewartet, dass er zurückkam. Arvon wusste nicht, wie Hanna es in diesen dunklen Gängen aushielt, ohne sich vor Angst einzumachen. Doch anscheinend ging sie schon einige Jahre dort ein und aus, wie es ihr passte. Die dunklen Gänge hatten für Hanna mit der Zeit ihren Schrecken verloren, hatten sich für sie sogar ins Gegenteil verkehrt. Hanna schien sich dort wohler und sicherer zu fühlen als im Feuerschein hier draußen.

»Hanna? Ich bin zurück!«

Er trat tiefer in den Felsspalt und lief den Weg entlang, der zu ihrer Feuerstelle führte. Doch auch dort gab es kein Anzeichen dafür, dass Hanna hier war. Er ging auch um die nächste Biegung, bis er die Wand mit dem Hebelmechanismus erreichte. Er bediente den Mechanismus und wartete auf das vertraute Klicken, mit dem sich das Öffnen des Zugangs ankündigte.

»Hanna!!«

Arvon rief in die vor ihm auftauchende Schwärze hinein. Seine Stimme hallte in den finsternen Gängen, doch nichts regte sich.

Merkwürdig, dachte er, bevor er erneut nach Hanna rief und schließlich noch ein drittes Mal. Nichts. Nicht mal eine Regung. Sie wäre nicht so weit in die Gänge gegangen. Das war beunruhigend. Und was Arvon jetzt noch mehr beunruhigte, war, dass Hanna die Stolperfalle am Eingang zum Felsspalt nicht gespannt hatte. Arvon hatte extra versucht, den Alarm nicht wieder auszulösen, doch im Nachhinein wurde ihm nun klar, dass das Seil gar nicht angebracht gewesen war.

Etwas stimmt nicht.

In Arvon machte sich eine dumpfe Angst breit, dass etwas passiert sein könnte. Er schalt sich selbst dafür, dass er sie so lang alleingelassen hatte. Er fuhr erschrocken zusammen, als der Zugang zum Geheimgang sich geräuschvoll schloss, ohne dass von Hanna irgendetwas zu sehen oder zu hören war. Arvon ging zurück, bis er ihre Feuerstelle erreichte und suchte den Boden nach ungenutztem Holz ab, mit dem er ein Feuer entfachen konnte.

Es dauerte eine Weile, bis es ihm gelang, da er mit jeder Minute, in der Hanna fortblieb, unruhiger wurde. Schließlich schaffte er es. Als die Wärme des Feuers aufstieg und seine Hände und sein Gesicht wärmte, fühlte er sich zumindest etwas besser. Er nahm einen brennenden Ast, den er als Fackel nutzte und öffnete ein weiteres Mal den Zugang zum Tunnelsystem, in der Hoffnung, dort auf Hanna zu stoßen.

Womöglich war sie einfach in einer dunklen Ecke eingeschlafen. Doch egal, wie oft er nach ihr rief und wie weit er sich hineinwagte, ohne Gefahr zu laufen, sich zu verirren, sein Rufen blieb ungehört. Die Fackel flackerte und erlosch schließlich ganz, und Arvon wurde von völliger Dunkelheit eingehüllt.

Er tappte zurück zum Zugang, fand im ersten Moment den Druckpunkt nicht, mit dem er den Mechanismus von innen betätigen konnte und wurde noch nervöser. Schließlich gelang es ihm doch, den Mechanismus zu bedienen und den

Zugang zu öffnen. Arvon entzündete die Fackel erneut an dem spärlich lodernden Feuer in der Höhle. Er ging den Gang weiter, bis er durch den Spalt wieder hinausgelangte.

Mit der improvisierten Fackel suchte er den Boden nach Hinweisen ab. Er fand diese schließlich im Matsch. In den Tagen zuvor hatte es immer mal wieder leichte Regenschauer gegeben. Das hatte ihren Tagesablauf zwar gestört, erwies sich jetzt allerdings als nützlich. Der Erdboden war noch immer etwas schlammig und so zeichneten sich Hannas Fußspuren relativ deutlich darauf ab.

Zu Arvons Entsetzen entdeckte er jedoch nicht nur Hannas Fußabdrücke, sondern auch noch die von mindestens einer weiteren Person. Der Tiefe der Spuren nach handelte es sich um einen Mann. Sein Schrecken nahm weiter zu, als er bemerkte, dass Hannas Spuren schließlich einfach aufhörten, während die anderen sich von ihrem Versteck fortbewegten. Arvon folgte den Spuren bis zu dem Pfad, der in die Stadt führte und die Panik schnürte ihm die Kehle zu, als er die Spuren der Pferde entdeckte.

Es waren eindeutig mehrere Pferde gewesen. Arvon konnte erkennen, dass ihre Spuren aus Drel kamen und in die entgegengesetzte Richtung führten. Nach Adramil. Arvon dachte an die Söldner, die er in der Stadt bemerkt hatte.

Nein, dachte er entsetzt. Bitte nicht.

Doch die Realität brach sich ungebremst Bahn. Sie verscheuchte sämtliche Hoffnungen, die er sich zuvor gemacht hatte. Mit voller Wucht hämmerte sein Hirn ihm die schockierende Wahrheit in den Kopf. Hanna würde nicht mehr auftauchen.

Sie haben sie nach Adramil verschleppt. Und du allein bist schuld. Du hast sie im Stich gelassen, als sie dich am meisten brauchte. Was willst du jetzt tun?

Ja ... was? Was sollte er jetzt tun?

Kapitel 9

Anne schreckte hoch. Ihr war, als hätte sie etwas gehört, eine Stimme...

(Wer hat in meinem Bettchen geschlafen?)

Sie war schweißnass, obwohl sie sicher war, dass sie nichts Schlimmes geträumt hatte. Eigentlich wusste sie schon gar nicht mehr, was sie geträumt hatte. Die Bilder verschwammen bereits wieder vor ihrem inneren Auge. Doch es war kein schlechter Traum gewesen. Oder doch?

(Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?)

Ein dumpfer Kopfschmerz drohte sich in ihr auszubreiten. Anne massierte ihre Schläfen, spürte das leichte Klopfen, das von ihnen ausging.

(Wer hat aus meinem Becherchen getrunken???)

Der Zwerg erschien vor ihrem Auge. Der Besitzer der Hütte. Doch dieser Zwerg hatte nichts Freundliches an sich, wie die Zwerge aus dem Märchen es hatten. Im Gegenteil. Er hob mit beiden Händen eine riesige doppelschneidige Axt in die Höhe, die immer größer wurde. Auch der Zwerg wurde immer größer und wuchs noch weiter an, bis er alles andere als ein Zwerg war.

Anne sah ihn vor sich, leibhaftig, das Gesicht zu einer grimmigen Maske verzerrt, deren Ausdruck noch wütender wurde, als er sie in dem Bett erblickte. Anne hörte die Stimme wie Donner in ihrem Kopf hallen, während der Zwerg die Axt auf sie herabsausen ließ.

(WER HAT IN MEINEM SCHEIß BETTCHEN GESCHLAFEN????)